

Der Deutsche

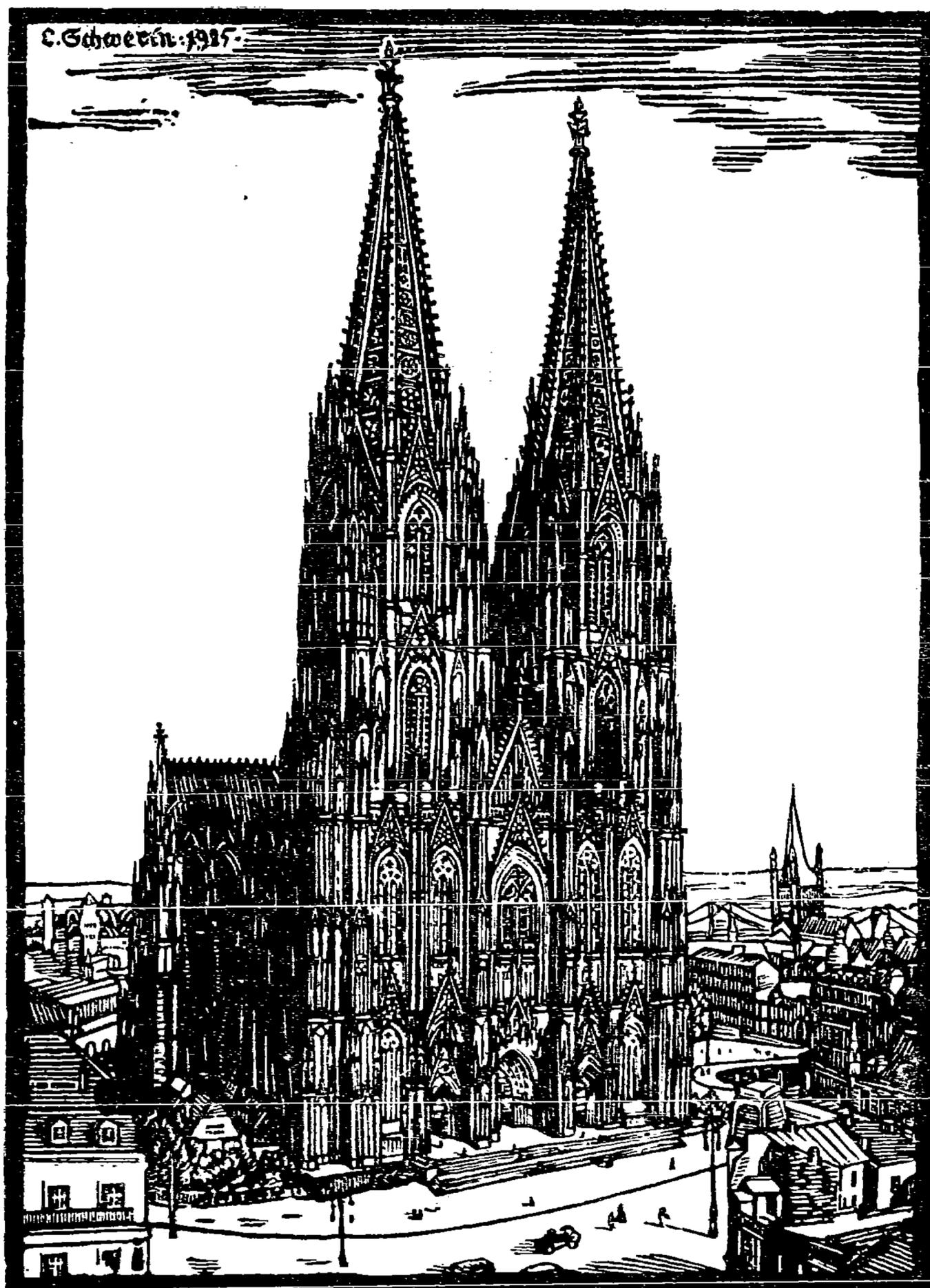
Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 32

Duisburg, den 10. August 1929

30. Jahrgang



Willkommen zum Reichsjugendtag in Köln!

Reichsjugendtag und Christlicher Metallarbeiterverband



Seil euch, Jungmannen des Christlichen Metallarbeiterverbandes, die ihr zu stolzer Tagung zum alten Köln, der Metropole Westdeutschlands hineilt, um am Reichsjugendtag der christlichen Gewerkschaften teilzunehmen.

Viertausend junge Metallarbeiter an der Zahl rückt ihr an, aus den Städten, wo die Zyklopen der Hochöfen und Walzwerke stampfen und pochen; aus den Orten, wo Kunsthandwerk und Kunstschaffen blühen: aus den Gegenden, wo Maschinen und Schiffe gebaut werden, von den Hängen des Schwarzwaldes und vom Strand der See; von dort, wo die Firne der Alpen glühen bis zu den weiten Ebenen Niederdeutschlands, von Rhein, Elbe und Oder, viertausend Jungmannen des Christlichen Metallarbeiterverbandes! Und mit euch ziehen Tausende von Jungkollegen unserer Bruderverbände.

Und wenn eure Wimpel flattern im Winde und im festen Schritt und Tritt die Züge marschieren, dann fühlt ihr es stolzer und tiefer, was es heißt, Jungmann im Christlichen Metallarbeiterverband zu sein. Was der Christliche Metallarbeiterverband für seine Jungmannen leistet, zeigt auch besonders wieder dieser Tag. Hoffentlich werden das alle Jungmannen, besonders aber die viertausend, die in Köln anwesend sind, dankbar zu würdigen wissen und ihre Konsequenzen daraus ziehen.

Nicht umsonst wurde Köln als Tagungs-ort genommen. Zwar ist Köln eine der größten und wichtigsten deutschen Industrie- und Handelsstädte, ihre Ausstellungen (Messia) sind berühmt; aber das allein macht die Größe Kölns noch nicht aus. Darüber hinaus ist Köln ältester und kräftigster christlicher Kulturboden. Tausendfältig sind die Kulturstrahlungen, die seit grauen Zeiten durch ganz Westdeutschland von Köln ausgingen. Selten hat eine Stadt eine so prächtige Verbindungsbrücke gefunden vom guten Alten zum guten Neuen, wie diese Stadt, die kraftvoll Neues schuf, aber auch ehrerbietig altes Kulturgut hütete. Köln ist einer der großen Nährböden der christlich-sozialen Idee und Tat gewesen.

So laßt uns denn heute wenigstens den Namen eines Mannes nennen, der — symbolhaft ist es — im Schatten der Domtürme gebürtig und zu Köln sein tiefstes Werk schuf, an dem sich die ganze moderne christliche sozialreformerische Tat ein Beispiel nahm — Adolf Kolping, der Ge-

sellenvater. Ihr als christliche Metallarbeiterjugend wollt dieses wahrhaft edlen Menschen besonders in Köln gedenken.

Was soll uns Köln sein? Keine Zeit ist so wie die unsere umbrandet und umtost von den Kämpfen um die Weltanschauung. In diesen Stürmen soll der Reichsjugendtag ein Dokument unseres Willens, ein Ausdruck der machtvollen Vertretung unserer Weltanschauung sein. Der Reichsjugendtag soll ein festes Band schlingen um die christlich organisierte Arbeitsjugend aller deutschen Stämme. Er soll festigen, beleben, stärken, vertiefen, erheben. Und was wir in jenen großen Stunden versprechen, das soll uns ein Leitstern für fernere Tage sein.

Welche Folgerungen ziehen wir aus Köln? Wenn der Reichsjugendtag mit der Zusammenkunft, dem stolzen Zug, den schönen Reden, dem erhebenden Eindruck erledigt sein sollte, würden wir wohl alle nicht befriedigt sein. Was Köln für uns bedeutet, soll sich nicht nur in Köln, sondern vor allem nach Köln zeigen. Wir müssen die neue Schwungkraft, die ein solcher Tag mit sich bringt, in der Agitation für unseren Verband auswerten. Es wird darauf ankommen, was diese unsere viertausend Jungmannen aus dem Kölner Reichsjugendtag an neuem freudigen Willen in ihren Ort und in ihren Betrieb mithineinbringen. Jeder sollte es als eine Ehrenpflicht betrachten, in kurzer Frist wenigstens eine Neuaufnahme für unsern Christlichen Metallarbeiterverband zu machen. Und wo die Sache auch nur einigermaßen organisiert wird, da sollte es ein geringes sein, noch mehr zu erreichen. Stellt euch vor allem auch als Stoß- und Sturmtrupp bei den größeren Werbeaktionen zur Verfügung. Wenn das schon für alle Vertrauensleute gilt, dann ganz besonders für jene Viertausend, die das Glück haben, am Reichsjugendtag teilzunehmen. Denkt vor allem auch daran, wieviel noch bei der Betriebsagitation zu werben ist, und spannt vor allem auch hier eure Kräfte an. Mit alledem könnt ihr dem Christlichen Metallarbeiterverband den besten Dank auch für die Teilnahme am Reichsjugendtag abstaten.

Dem Reichsjugendtag der christlichen Gewerkschaften wünscht der Christliche Metallarbeiterverband ein volles Gelingen. Es ist unser Hoffen, daß aus ihm ein neuer Strom frischer Kräfte hervorquellend, der sich segensreich für unsere gesamte Bewegung auswirken möge.
G. W.

Zehn Jahre Weimarer Verfassung



Am 11. August begeht das deutsche Volk den Gedenktag des zehnjährigen Inkrafttretens der Verfassung von Weimar. Inmitten eines chaotischen Wirtwatts in Deutschland geschaffen, bedeutete diese Verfassung tatsächlich das stärkste Band um die Einheit des deutschen Volkes.

Die christlichen Gewerkschaften stehen auf dem Boden der Verfassung von Weimar und bekunden damit ihre lebendige Verbundenheit mit allen Kräften, die dem wirklichen Aufbau eines sozialen Volksstaates dienen wollen. Das ist der tiefste Sinn einer Verfassung, daß sie ihren Wert erhält aus dem Geist und dem Leben der Nation, sie soll der Niederschlag des Ethos eines Volkes sein, und ohne das ist sie eben nur eine leere Form. Deshalb kann auch eine Verfassung nicht in einen luftleeren Raum hineinkonstruiert werden, wenn sie wirksame Kräfte ausstrahlen soll. Sie mag ein Schnitt- und Wendepunkt in der Geschichte eines Volkes sein, aber sie kann auch nur weiterbauen auf dem Fundament des Guten und Einigenden, das in der Geschichte eines Volkes weht und lebt. Und deshalb anerkennen auch wir als christliche Gewerkschaftler das Große und Gute, das früher in der Geschichte Deutschlands lebte, und wir würden uns schämen, das mit

Schmutz zu bewerfen, was früher war; wir achten und ehren es, weil wir das — wenn auch in verschiedenen Systemen und Arten sich auswirkende — deutsche volkliche Wollen achten. Jeder Mensch ist mit der ganzen Geschichte seines Volkes verbunden, ob er es weiß oder nicht, ob er es will oder nicht. In ihm und seinem Leben spiegeln sich, wenn auch in verkleinertem Maßstabe die Eigentümlichkeiten wider, die im großen den Volkskörper durchziehen.

Die Form, in der sich ein Staatsleben manifestiert, ist nicht für alle Ewigkeit geschaffen. Sie wird aus Notwendigkeiten der Zeiten heraus wechseln. Wo der Geist aus veralteten Formen einmal entwichen ist, da kann keine menschliche Kraft ihn wieder einblasen. Es ist wie eine ewige Wellenbewegung im Leben des Geistes und der Völker. Da steht als Grundprinzip des deutschen Denkens und Handelns im Anfang und in der Mitte seiner Geschichte: die Genossenschaftlichkeit, das Einstehen des einen für den andern. Der Genossenschaftsgedanke als Selbstverwaltungsgedanke war besonders stark in der Regierung und in der Wirtschaft des Mittelalters. Dieser Gedanke wurde aber im Laufe der Zeit immer mehr verengt und gebunden und statt dessen wuchs ein fast extremer individualistischer Gedanke als die Benötig-

tung einiger weniger Schichten im Staat, im gesellschaftlichen Leben, in der Wirtschaft. Die neuaufgestiegene große handarbeitende Schicht des Volkes stand abseits der Rechte.

In diesem entscheidenden Punkt des Lebens des deutschen Volkes packt die Verfassung von Weimar das nach außen hin zwar verschüttete, innerlich aber lebendige deutsche genossenschaftliche Prinzip wieder auf und dokumentiert das nach zwei Seiten. Erstens in der Gleichberechtigung aller deutschen Staatsbürger und zweitens in einer gewissen Bindung des Privateigentums: Eigentum verpflichtet. Besonders mit dem ersten verkörperte die Verfassung den hohen sittlichen Gedanken der Mitverantwortung und freien Mitarbeit aller Volkskräfte am Staatsganzen und führte damit den großen Gedanken Steins von 1807 weiter. Erst die Weimarer Verfassung hat auch den Arbeiter wirklich frei gemacht, soweit sie ihn freimachen konnte von den Fesseln der Bevormundung. Innerlich sich frei zu machen und sich die Gleichachtung zu erringen, liegt bei der Arbeiterschaft selbst. Sie hat in ihren Organen, den Gewerkschaften, die besten Hilfsmittel; es kommt nur darauf an, daß die Arbeiterschaft diese Hilfsmittel benutzte.

Die Weimarer Verfassung hat Deutschland aus der Anarchie gerissen, sie legte Auftriebsquellen bloß, die die politische Einheit des deutschen Volkes über ungeheuer schwere Stunden hinübergerettet haben. Wir wollen auch dankbar derjenigen Männer gedenken, die in Sorge um Volk und Land ihr Leben dahingaben. Bei diesem Neuaufbau unserer volklichen Ordnung hat es an Schwierigkeiten und Hemmnissen nicht gefehlt. Aber vieles ist überwunden, wenn auch nach wie vor dunkle Wolken wirtschaftlicher und politischer Knechtung über uns hängen.

Wir alle wissen, daß in den zehn Jahren seines Bestehens der deutsche demokratische Staat nicht den letzten Schliff haben kann. Man redet viel vom formalen Charakter der Demokratie. Diese Tatsache kann nicht geleugnet werden. Viel Schuld daran tragen ohne Zweifel die im alten Obrigkeitsstaat groß gewordenen und teilweise in übertriebener Bürokratie erstarrten Verwaltungsorgane: der ausschlaggebende Grund aber liegt in dem durch alte Klassen-gegensätze zerrissenen Volk. Man kann erst dann von einer Volksgemeinschaft sprechen, wenn das Volk sich unter einem einheitlichen Schicksal stehend und in einer lebendigen Ordnung des sozialen Lebens, der Arbeit und der Wirtschaft verbunden fühlt. So ist denn unsere heutige Demokratie erst ein notdürftiges Dach für die politische Existenz unseres Volkes. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß diese formale Demokratie überhaupt erst den Weg freigemacht hat zur Entfaltung jener Kräfte, deren wir für den Aufbau unseres Volkes mitbedürfen, nämlich der Arbeitnehmerschaft

Zum Verfassungstag

„Wie kann und muß Staatsgeföhrnung sich konkret darbieten und auswirken!

Ein anderes Zeichen gibt es nicht als recht und schlecht die ehrliche Anerkennung einer obersten gemeinsamen bindenden Norm, der Verfassung des Reiches. Die Verfassung als solche ist der feste Sammelpunkt des Volkes um seinen Staat.“

Der große deutsche Rechtslehrer Kahle, M. d. R., 1926.

„Es kommt darauf an, die Disharmonie, die im Volke ist, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, möglichst zu vernichten und gesehlich die Möglichkeit aufzustellen, daß jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne.

Auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden.“

Freiherr vom Stein in seinem „Politischen Testament“.

Und so müssen wir sagen, daß die Verteidigung der heutigen Demokratie, an deren Mängelbehebung unablässig gearbeitet werden muß, zugleich auch eine Verteidigung jener organischen Demokratie ist, die aus dem starken Lebensbewußtsein eines Volkes fließt. Es ist ein Unding, immer die Forderung nach wirklicher Demokratie im Munde zu führen und dabei jeden Versuch nach demokratischer innerer Neuordnung zu diskreditieren. Es ist erbärmlich, unsern Staat und seine Staatsform mit den unslätigsten Ausdrücken zu belegen, aber bemitleidenswert ist die Justiz, die darauf mit Freisprüchen reagiert und als oberster Ausdruck des nationalen Gerechtigkeitsempfindens die Ehre des Staates nicht zu schützen weiß.

Hinter dem Kampf um die Staatsform steckt etwas viel Tieferes, nämlich der Kampf um das soziale Recht und die Geltung des Arbeiters. Vielen Arbeitern wird mit politischem Kram so der Kopf verkleistert, daß sie die Gefahr gar nicht sehen und gedankenlos politischen Geschäftshubern nachlaufen, die sie ins Garn der kapitalistischen Herrschaftsgelüste ziehen möchten. Da gilt es, die Augen offen zu halten.

Wir als christliche Gewerkschaftler wissen um die Notwendigkeit der politischen Parteien und der notwendigen Mitarbeit unserer Kollegenschaft in ihren Parteien. Aber die Arbeiterschaft darf nie vergessen, daß in den politischen Parteien, bei Regierung und Gesehgebung ihr Einfluß nur so groß ist, als ihre organisierte Macht reicht. Eine starke Gewerkschaftsbewegung ist letztlich die alleinige Kraft, die die Rechte der Arbeiterschaft schützen und verteidigen kann. Das können und tun keine politischen Parteien und keine sog. politischen Organisationen, wie sie auch immer heißen mögen. So stark die gewerkschaftliche Organisation ist, so stark ist auch das Recht der Arbeiterschaft fundamentierte. Unsere Rechte sind verfassungsmäßig „verankert“. Unsere Aufgabe ist, zu sorgen, daß kein Sturm der Reaktion diese Anker losreißen kann.

G. W.

Schweden und die deutsche Kugellagerindustrie



Die Kugellager spielen bekanntlich in der Gesamttechnik eine von Tag zu Tag wichtigere Rolle. Fast alle in schneller Rotation befindlichen Maschinenteile werden durch Kugel- und Rollenlager gelagert. Der Hauptsitz der deutschen Kugellagerindustrie ist Schweinfurt, wo sich die Werke von Sichel u. Sachs, Friß u. Höpfinger und Fischer befinden. Der breiten Öffentlichkeit ist die Kugellagerindustrie näher bekannt ge-

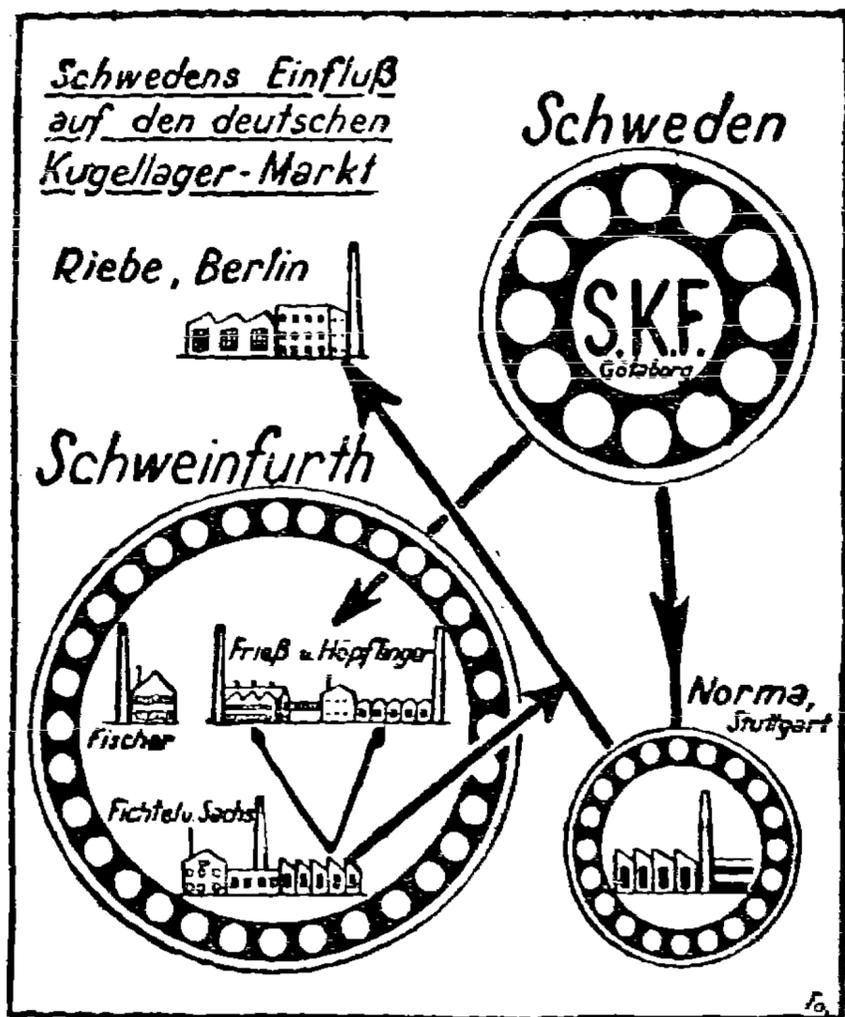
worden durch den Prozeß der beiden Kugellagerwerke Norma und Riebe. Hinter der an sich geringfügigen Affäre wegen Bruchs von Betriebsgeheimnissen stand viel mehr, nämlich die Einflußnahme der mächtigen Svenska Kugellager-Fabriken, Göteborg, auf die deutsche Kugellagerindustrie. An sich schon ein Weltkonzern für Kugellager, stützt sich dieser dazu noch auf die Macht Kreuzers, des Mannes vom schwedischen Zündholztruf. Die Normawerke (Stuttgart) sind die deutsche Tochter-



Hierhin geht unsere Fahrt am Reichsjugendtag, zu

Drachensfels und Insel Sonnenwerth!

Jungmänner, schaut die Schönheiten des Rheines und nehmt auch von hier neue Kräfte für eure Arbeit in Betrieb und Verband!



gesellschaft des schwedischen Konzerns, sie ist nicht nur Lager und Betriebsorganisation für die in Schweden erzeugten Kugel- und Rollenlager, sondern auch Holdingsgesellschaft mehrerer zum Schwedenkonzern gehöriger deutscher Produktionsstätten. Die Normawerke eroberten vor Jahresfrist den Riebeckkonzern in Berlin. Die Schweden drangen weiter in die Werke von Frieß und Höpfinger und haben jetzt auch die Kugellagerfabrik Fichtel und Sachs übernommen, so daß heute nur noch die Kugellagerfabrik von Fischer (Schweinfurt) der schwedischen Kontrolle standgehalten hat. Dadurch ist die Stellung derjenigen deutschen Werke, die sich noch dem schwedischen Kugellagertrust ferngehalten haben, außerordentlich

geschwächt. Schweden beschreitet nicht umsonst den Weg. Es bringt auf diese Weise seinen hochwertigen Chromstahl sicher unter.

Der schwedische Kugellagertrust liefert ungefähr ein Drittel des Kugellagerbedarfs der Welt. Der Umsatz der Gesellschaft (einschließlich der ausländischen Tochtergesellschaften, also auch der deutschen) stieg von 77 Millionen Kronen 1924 auf 167 Millionen Kronen 1928. Die Ausfuhr von Kugeln und Rollenlagern aus Schweden selbst, die fast ausschließlich den Export des schwedischen Kugellagertrusts umfassen dürfte, stieg von 16 Mill. Kronen 1924 auf 33 Mill. Kronen 1928. Da der Absatz von Kugellagern in Schweden selbst nicht besonders groß ist, kann man annehmen, daß die Kugellagerproduktion in den schwedischen Werkstätten die des Exportes nicht wesentlich übersteigt. Der größte Teil der Produktion vollzieht sich also in den ausländischen Produktionsstätten.

Die deutsche Nachfrage nach Kugellagern ist außerordentlich groß. Der gesamte Maschinenbau, die Automobil- und Fahrzeugindustrie benötigen sie. Die Ausfuhr konnte in den letzten Jahren erfreulich gesteigert werden. Besonders die letzten Monate zeigten eine starke Aufwärtsentwicklung. Aber auch die Einfuhr ist nicht gering, jedoch ist im Gesamtdurchschnitt die Ausfuhr von Kugellagern etwas größer als die Einfuhr aus dem Ausland. Dabei stellt natürlich Schweden das Hauptkontingent. Der Wert der Einfuhr aus Schweden dürfte in den beiden letzten Jahren insgesamt rund 12 Millionen Mark erreichen.

Der Ausdehnungsdrang des schwedischen Kugellagertrustes, der besonders auf dem deutschen Markt eine beherrschende Stellung einnimmt, bringt eine große Menge Gefahren mit sich. Es wäre nicht das erste Mal, daß zugunsten der Mutterwerke, in diesem Falle der schwedischen Werke, die Produktion der ausländischen Werke niedrig gehalten oder vielleicht gar abgedrosselt würde. Die Leitung des schwedischen Trustes hat es natürlich in der Hand, weitgehenden Einfluß zu nehmen auf die Auftragsverteilung der in den verschiedenen Ländern gelegenen Produktionsstätten. Anzeichen für ein solches Gebaren bestehen ja anscheinend vorläufig noch nicht. Aber man kann eben nicht wissen, was morgen kommen wird. Im Interesse der deutschen Produktion und besonders auch im Interesse der in den Kugellagerwerken beschäftigten Metallarbeiter ist größte Wachsamkeit geboten.
Wbr.

Der alte Ambros Stidel an die Verbandsjugend

Wer kennt nicht im Fuldaer Land unsern alten Ambros Stidel? Ein Vertrauensmann von echtem Schrot und Korn! 70 Jahre alt, ist er leitende Kraft der Zählstelle Petersberg der Ortsverwaltung Fulda. Kaum ein Sonntag vergeht, wo der „alte Ambros“ nicht mit auf Agitation geht. Und im Fuldaer Land heißt Agitation Märkte machen. Da gibt es nicht viel Eisenbahnen, und eine Elektrische fährt nur in der Stadt Fulda. Und dann das Wetter! Wer einmal Regentage im Fuldaer Land mitgemacht hat, weiß ein Liedchen davon zu singen. Aber der Alte läßt sich nicht beirren; oft, wenn die Jungen wegen des Wetters nicht wollten, zog er zäh allein seinen Weg. Er läßt es sich auch nicht nehmen, seine Petersberger Metallarbeiterjugend persönlich nach Köln zum Reichsjugendtreffen zu führen.

Unser Verbandsorgan hatte den alten Kämpen gebeten, wieder einmal einen Beitrag für das Verbandsorgan zu schreiben. Er ließ nicht lange auf sich warten. Was der alte Ambros schreibt, sollte gerade unsere Jugend vor allem beherzigen:

„Wenn man mit Arbeitern zusammentrifft, dann kann man wohl mal hören: „Was hat eigentlich die ganze Gewerkschaftsarbeit auf sich? Früher war es doch viel besser und weitergekommen sind wir sowieso nicht.“ Wenn ich so was höre, muß ich mich immer ärgern. Die Leute wissen eben nicht, wie es früher so gar eienbiglich ausgehen hat. Und es ist gut, von Zeit zu Zeit auch mal wieder zu sagen, wie es früher war, denn dann

lernt man erst achten, was man heute hat. So will ich denn etwas berichten aus meiner Jugend, wie es so um 1865 herum hier im Hessenland ausgesehen hat. Metallarbeiter gab es hier kaum: ein paar Handwerksmeister waren da, die sich recht und schlecht ernährten. Meistens hatten sie noch Land dabei. Aber von den Maurern und Steinbrechern weiß ich Bescheid, und ich habe mir sagen lassen, daß es in anderen Berufen nicht viel anders ausah.

Da wurde morgens um 5 Uhr angefangen zu arbeiten, dann war um 9 Uhr eine halbe Stunde Pause; dann ging es bis 12, da war 1 Stunde Pause; dann um 4 etwas Pause; dann gings bis 7. Der Tagesverdienst war 6 Bahen; im allgemeinen wurde von den alten Leuten noch mit Bahen gerechnet. (Ein Bahen = 4 Kreuzer, nach dem heutigen Geld 12 Pfg.) Ein Maurer verdiente zu denselben Arbeitsbedingungen 2 Gulden oder 30 Kreuzer. Daß es bei diesem Verdienst im Haushalt knapp zuging, ist erklärlich. Den Beamten ging es damals nicht besser, wie aus einem Sprichwort hervorgeht: Er hat Hunger wie ein Gendarm. Auch dem Schullehrer ging es nicht besser, wie ein altes Gedicht heißt:

Wird im Dorf ein Schwein geschlacht,
so sieht man, wie der Schlingel lacht,
wenn in dem Dorf eine Hochzeit ist,
sieht man, wie der Schlingel frist,
in alle Taschen steckt er's ein
das arme Dorfschulmeisterlein.



**Adolf Kolping,
der Gesellenwater,
lebte und wirkte in
Köln.**

**Dieses großen Men-
schen wird die christ-
liche Metallarbeiter-
jugend besonders in
Köln gedenken.**

Der kurhessische Staat bezahlte schlecht, erhob aber auch nicht so viel Steuer. Im Jahre 1866 wurden wir dann preußisch. Da kann ich mich noch ganz gut erinnern, wie einer den preußischen Staat lobte wegen seiner Freizügigkeit und Gewerbefreiheit. Da hätten ihn die Bauern fast erschlagen, wenn er sich nicht hurtig aus dem Staub gemacht hätte. Er war viel in Preußen gereist; es war ein Tübner (Taubenhändler). Es fehlte an Aufklärung; eine Zeitung gab es hier noch nicht, bloß ein Wochenblatt, welches der Bürgermeister bekam. Es fehlte jede Aufklärung, keinen Jünglingsverein, keinen Gesellenverein gab es. Bis dann der große soziale

Bischof Freiherr von Ketteler die große Rede auf der Liebfrauenheide bei Offenbach gehalten hatte. Ich habe ihn noch gekannt. Er hat mich gefirmt im Kulturkampf.

Die lange Arbeitszeit hat gedauert bis Anfang der 70er Jahre; da weiß ich noch, daß die Arbeiter bei uns gewartet haben, bis der Poller kam. Da meinten sie, es muß doch wahr sein, daß eine Stunde später angefangen wird.

Wenn man die Verhältnisse von damals und heute vergleicht, muß man zu dem Schluß kommen, daß es doch eine große Portion besser geworden ist. Und wem ist es zu verdanken? Bloß den Gewerkschaften. In den Versammlungen habe ich schon gesagt, wie es war und jetzt ist; da meinen die Jüngeren: Ihr wart ja auch noch hinterm Mond daheim! Da habe ich die Antwort gegeben: „Ihr wollt nicht hinterm Mond vor, sonst würdet ihr euch mehr an der Werberarbeit und im Verbandsleben betätigen. Hätten wir in der Jugend so die Gelegenheit gehabt zur Fortbildung und Weiterbildung, so würde manches noch geschafft werden, was man so nicht kann.“

Wenn ich so im Verbandsorgan lese, was für die Jugend alles getan und aufgeboten wird, um sie zu tüchtigen Gewerkschaftlern zu bilden, da tut es mir immer leid, daß noch eine große Zahl ganz abseits steht und viele zu träge sind, etwas zu lernen. Hängt ja doch von der Jugend das Glück und Schicksal der Arbeiterschaft für spätere Zeiten ab.

Und so möchte ich unseren Kollegen im Christlichen Metallarbeiterverband zurufen: Agitiert und arbeitet, stärkt unsern Verband, zahlt pünktlich eure Beiträge und in der richtigen Klasse, damit er die Arbeiterschaft höher führen und die bösen Anschläge, die man gegen die Arbeiterschaft ins Werk setzen will, beseitigen kann!

Ambros Slickel, Petersberg bei Fulda.

Der Arbeitslohn in der Konsumtion

II.

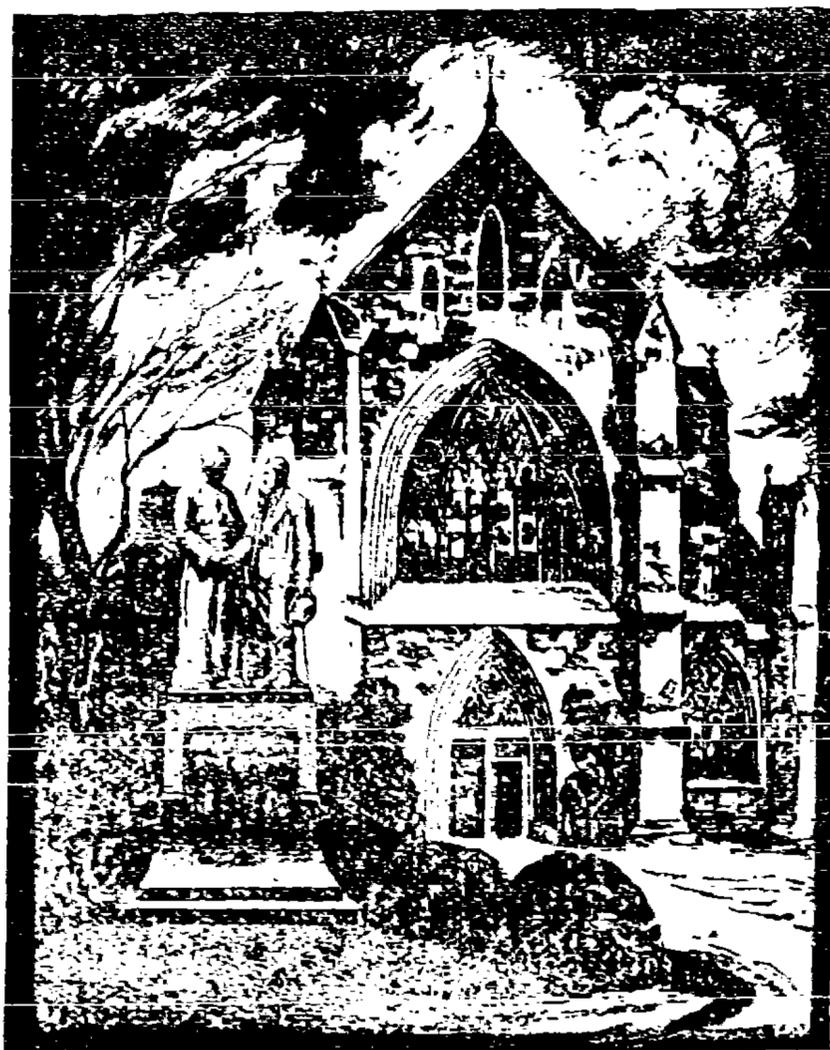
Mird der Unternehmer nicht sagen: Warum soll ich dir weiterhin Familienlohn zahlen, denn den Hauptgewinn hast doch du in der Befriedigung deines väterlichen Ehrgeizes und dein Sohn in einer besseren Stellung!

Wir wollen aus dieser Betrachtung nur entnehmen, daß die Mehrausgabe für die Weiterbildung des Sohnes materiell immer ein Opfer des Vaters ist, und als solches nicht vom Unternehmer verlangt werden kann. Dieses Ergebnis deutet sich mit dem einer einfachen realwirtschaftlichen Ueberlegung. Wenn nämlich der Aufwand einer höheren Ausbildung, die doch gewissermaßen eine innerfamiliäre Angelegenheit ist, auf einen außerhalb stehenden Dritten übertragen werden könnte, dann wäre das teuerste, zu den höchsten Stellen führende Studium für jeden Familienvater gerade noch gut genug. Es würde schließlich von Ärzten, Juristen und dergleichen geradezu wimmeln. Diesem Ansturm auf die höchsten Stellen schiebt die Forderung, daß Opfer gebracht werden müssen, einen starken Riegel vor.

So segensreich aber dieses volkswirtschaftliche Regulativ einerseits wirkt, so schädlich ist es andererseits vom Standpunkt der nationalen Produktivität. Denn es ist klar, daß den besser situierten Kreisen ein derartiges Opfer nicht so schwer fällt. Ein Kommerzienratssohn muß eine gute Stellung haben, und wenn er sich 20 Semester auf der Hochschule herumdrückt. Hier steht der spätere Wert der Arbeitskraft in gar keinem Verhältnis zu den Ausbildungskosten. Der Sohn armer Eltern könnte dieselbe Stellung vielleicht mit dem fünften Teil der Ausbildungskosten ausfüllen. Hier wird tatsächlich Volksvermögen verschleudert. Wir können beinahe von einer Monopolstellung der Begüterten auf dem Gebiet der höheren Berufe sprechen. Wir werden später in anderem Zusammenhang darauf zurückkommen.

Schwierigkeit häuft sich auf Schwierigkeit. Die sozialistische, auf der Arbeitswerttheorie aufgebaute Lösung ver-

mag uns auch keine Befriedigung zu bringen. Nach Marx hat die Arbeitskraft die Fähigkeit, in einem Tage mehr Werte zu erzeugen, als zu ihrer Unterhaltung (in Form von Lebensmitteln) notwendig sind. Der Tauschwert zweier Pro-



Das Kolpingsdenkmal und die Grabstätte Kolpings

dukte läßt sich nach der in ihnen aufgespeicherten einfachen Arbeit vergleichen. Das Maß für diese Arbeit ist die Arbeitszeit. Dunkel und unverständlich bleibt bei Marx, wie er sich die Einordnung qualifizierter Arbeit in diese Werttheorie vorstellt. Er sagt, qualifizierte Arbeit stelle ein Vielfaches der einfachen Arbeit dar. Es ist nun unklar, ob Marx hierbei Intensitäts- oder Qualitätsunterschiede im Auge hat. Beides läßt sich aber für verschiedene Arbeiten (Schneider, Chauffeur) nicht vergleichen, d. h. auf ein gemeinsames Maß zurückführen. Marx hilft sich hier mit Eschwörtern, wie normale Produktionskraft, gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, Durchschnittsgrad des Geschicks und dergleichen.

Eingehend hat sich Buch mit diesen Unklarheiten befaßt (Intensität der Arbeit, Wert und Preis der Waren). Zur Rettung der Marxschen Werttheorie hat Deutsch den Versuch unternommen, die Theorie in dieser Richtung auszubauen. Um ihn zu verstehen, wollen wir ein Beispiel mit möglichst einfachen Zahlen nehmen: Wir wollen einen Schuhmacher betrachten, der täglich in der Fabrik zehn Paar Schuhe herstellt, und einen Tagelöhner, der täglich einen Waggon mit Sand aufladet. Beide sollen ihre Arbeitskraft täglich durch den Verbrauch von zwei Laiben Brot „reproduzieren“. Die Arbeit, die der Schuhmacher in fünf Paar Schuhe hineinsteckt, entspricht der Produktionsarbeit von zwei Laiben Brot. Die Arbeit an den anderen fünf Paar Schuhen bildet Mehrwert. Unter gleichen Verhältnissen schafft der Tagelöhner. ($\frac{1}{2}$ Waggon = zwei Laib Brot.) Nun hat aber die Ausbildung des Schuhmachers Geld gekostet. Die Schuhmacherarbeitskraft ist also um die Ausbildungskosten mehr wert als die Tagelöhnerarbeitskraft. Diese Ausbildungskosten muß der Schuhmacher wieder ersetzt bekommen. Wenn er 50 Jahre arbeitet, so hat er in seinem Erdenwallen 150 000 Paar Schuhe hergestellt. Wenn die Ausbildungskosten 3000 RM betragen haben, so erhält er pro Paar Schuhe:

$$300\ 000 : 150\ 000 = 2 \text{ Pfg.}$$

also pro Tag 20 Pfg. zurück. Nun aber kommt wieder die gleiche Schwierigkeit. Deutsch sagt: „Der Lehrling vereinigt in seiner Jugend seine (Lern)arbeit mit dem „Material“ Unterricht und bildet so den Wert „qualifizierte Arbeitskraft“. In dieser Zeit kann er aber seinem Arbeitgeber keinen Mehrwert schaffen. Er vermag wohl Wert zu schaffen, indem er einen verkaufsfertigen Gegenstand herstellt, an dessen Schaffung er lernt. Mit diesem Wert kann er höchstens die Unterrichtstätigkeit seiner Lehrer (Arbeiter, Vorarbeiter, Meister) bezahlen. Es ist ausgeschlossen, daß ein Unternehmer durch Hintereinanderschaltung zweier Arbeitskräfte: Lehrer und Lehrling, einen doppelten Mehrwert aus dem Lehrling herauswirtschaften kann. Die Arbeitskraft wäre dann ein perpetuum mobile, aus dem beliebig viel Arbeit herausgepreßt werden könnte. Bei der sogenannten Lehrlingszüchterei hat es ja den Anschein, als ob der Mehrwert sich steigere. Von der

Schaffung einer qualifizierten Arbeitskraft durch den Lehrling kann aber hier keine Rede sein. Der Unternehmer arbeitet lediglich mit billigen Arbeitskräften (billig deswegen, weil der Vater die Reproduktionskosten zahlt, während der „Lehrling“ lustig nur Mehrwert produziert).“

Wir wollen nach dem Gesagten annehmen, daß der Lehrling die Hälfte seiner Arbeit verwende zur Produktion seiner qualifizierten Arbeitskraft, die andere Hälfte zur Bezahlung der lehrenden Arbeitskraft. Wenn nun auf eine Lehrkraft zwei Lehrlinge kommen, so stellt sich das Resultat folgendermaßen: Der eine Lehrling bezahlt mit seinem Produkt die volle Lehrkraft. Infolgedessen hat der Unternehmer das gleiche Produkt beim andern Lehrling frei. Er erhält also den gleichen Mehrwert, wie wenn er die Lehrkraft in der allgemeinen Produktion verwendet hätte. Nun muß er aber dem Vater noch die Unterhaltskosten der einfachen Arbeitskraft des Lehrlings zahlen. Die Sache stellt sich also so hin, wie wenn der Sohn nach Absolvierung der Volksschule zu Hause sitzen würde und der Vater bekäme von seinem Arbeitgeber einen höheren Lohn zur Versorgung dieses Sohnes. Deutsch gibt ja selbst zu, daß der Lehrling ein „Wertminus“ haben könne, das von seinem Vater ersetzt wird, der dafür eine entsprechend höherwertige Arbeitskraft besitzen müsse. Und nun betrachten wir hierzu die Stetigkeit im Ersatz der Arbeitskräfte. Was der Großvater dem lebenden Sohne an Unterhaltskosten von seinem Lohn zuzuschließen muß, der Vater wieder seinem Sohne zuzuschließen. Das Geld, das für die Ausbildungskosten im Lohn zurückentzahlt wird, darf nicht zur Hebung der Lebenshaltung genutzt werden, wenn der Sohn ebenfalls qualifizierter Arbeiter werden soll.

Dieser Feststellung gegenüber hat es gar keinen Sinn, wenn Deutsch schreibt: „Die höhere Lebenshaltung wird zu ihrer (der qualifizierten Arbeiter) gesellschaftlichen Norm, die reichlicheren Lebensgenüsse werden ihnen gesellschaftliche Notwendigkeit, der Produktionswertanteil erscheint im Wert der Arbeitskraft nicht mehr als solcher, sondern als Teil der gesellschaftlich notwendigen Lebensmittel.“ Wenn aber ein Vater den Produktionswertanteil seiner qualifizierten Arbeitskraft zur Steigerung der Lebenshaltung verwendet, kann er nicht noch seinen Sohn ausbilden lassen. Ich kann nicht in derselben Weise meinen Haushalt führen, wenn ich meinen Sohn Tagelöhner werden lasse, oder ihn zwölf Semester auf die Hochschule schicke. Deutsch hat es wahr scheinlich auch gefühlt, daß die Arbeitswerttheorie nicht besonders geeignet ist, die höhere Lebenshaltung der qualifizierten Arbeiter zu erklären. Er spricht davon, daß der Abschluß der Lehre nicht mit der Beendigung der Ausbildung zusammenfällt. Der Arbeiter schaffe auch später noch an der Höherqualifizierung, d. h. an der Wertsteigerung seiner Arbeitskraft. Diese Wertsteigerung geht außerordentlich rasch, weil ja der Arbeiter zur Höherqualifizierung eine immer höher qualifizierte Arbeit verbraucht.

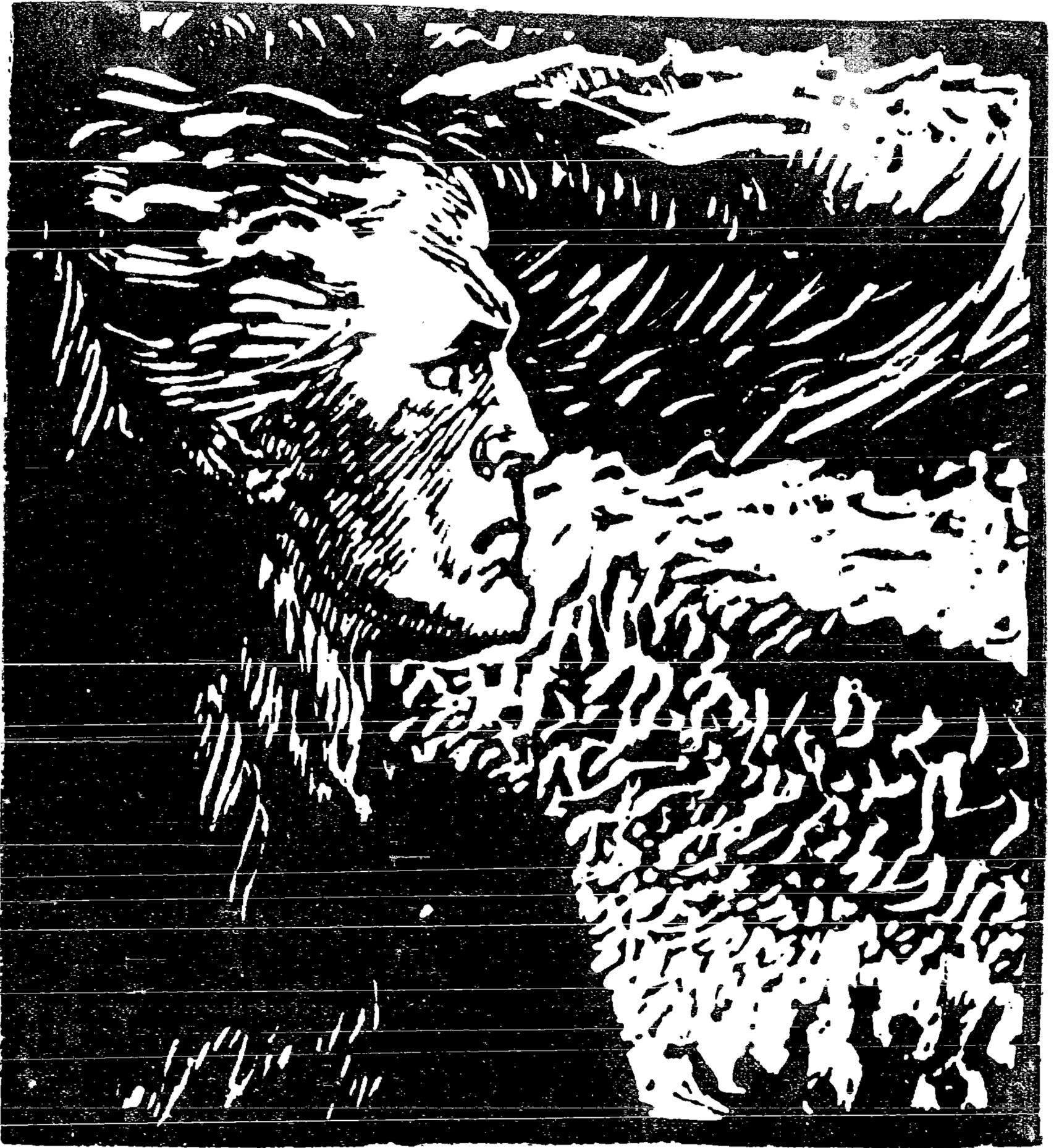
Eine solche Theorie ließe sich für die Erklärung der Lohnunterschiede allenfalls verwenden, aber ... mit dieser Theorie verlassen wir den bequemeren Weg einer quantitativen Differenzierung der Arbeitskräfte und begeben uns in das Gebiet einer Klassifizierung. Denn mit der Einführung einer Art Dynamoprinzip (die qualifizierte Arbeit steigert sich gleichsam immer höher hinauf) wird eine quantitative Messung des Arbeitskraftwertes mit Hilfe des Grundmaßes „einfache Arbeitskraft“ illusorisch.

(Fortsetzung folgt.)

G. Baumann.



Köln um 1500. Rechts der Dom im Bau. Holzschnitt von 1514



Vorwärts Blick und Wollen!

Ein hohes Ziel schwebt uns voran,
wir müssen's erringen, erfagen.
Und wahrlich, das wär' kein rechter Mann,
der nicht sein Alles setzte daran,
den hohen Wurf zu wagen.

Der Arbeit ihr Recht! - Ob Willkür und Zwang
uns hemmen den Flug in die Weite,
wir ringen uns durch in heißem Drang
und stell'n uns als Männer kühn und frant
wohl jedem andern zur Seite.

Wir sind uns des eigenen Wertes bewußt,
und tragen wir willig die Pflichten,
was sollen wir dann zu fremder Lust
auf den höchsten Stolz in der Brust,
auf das gleiche Recht verzichten!

So schreiten wir ruhig nach unsrer Art
auf freien, offenen Wegen,
und bleibt uns Enttäuschung nicht erspart,
wir wissen: Dennoch geht die Fahrt
vorwärts, dem Ziel entgegen!

Die deutsche Automobilindustrie am Scheidewege

Die unlängst geäußerte Vermutung, daß Ford die Brennabor-Werke in ähnlicher Weise übernehmen werde, wie es General Motors mit den Opel-Werken getan haben, hat sich bis jetzt nicht bewahrheitet, dagegen ist eine Beteiligung der J. G. Farbenindustrie am Fordkonzern durch Übernahme von etwa 40 Prozent der Aktien der deutschen Ford Motor Company Wirklichkeit geworden. Zu den Vorgängen um Opel seien. So schreibt die „Politische Wochenschrift“ Nr. 29. noch einige interessante Daten nachgetragen. Es wurde seinerzeit in fast allen Pressebesprechungen darauf hingewiesen, daß in den Personalmethoden der Opelwerke nichts geändert würde, überdies blieben Wilhelm von Opel und Dr. Fritz von Opel im Direktorium. Das ist wohl richtig, aber der eigentliche Manager der Werke ist heute Mr. Wood von den General Motors; der hat vor wenigen Tagen folgenden Erlaß herausgegeben, der in der deutschen Presse meines Wissens bisher kaum veröffentlicht ist:

„Die amerikanische Automobilgesellschaft General Motors, die neue Besitzerin der Opel-Werke, hat allen Angestellten der Adam Opel A.-G. in Rüsselsheim gekündigt und läßt nur noch Anstellungen mit einmonatiger Kündigung zu.“

Mit dieser Maßnahme beginnen die „General Motors“ ihre amerikanischen Methoden auf die deutschen Werke zu übertragen. Es bläst ein kalter Wind aus diesen Zeilen, und in der ganzen Umgebung von Rüsselsheim, in Frankfurt, Mannheim, Mainz, Wiesbaden, den Städten, aus denen die Arbeiterschaft der Opelwerke jeden Morgen in Sonderzügen heranrollt, spricht man nur von dieser Maßnahme. Jeder, auch der höchstbezahlteste Angestellte, hat von nun an vierwöchentliche Kündigung. Und wie lange wird es dauern, dann wird nach amerikanischen Methoden das Personal durchgesiebt, und wer nicht ganz den amerikanischen Anforderungen entspricht, abgebaut!

Ein Personal-Abbau wird zwar dementiert, aber er wird sich zwangsläufig aus der in Aussicht genommenen „Absatz-Forcierung“ ergeben, und der Wind aus U. S. A. weht nach den Worten von Mr. Wood zur Zeit vor allem durch die Zimmer der Propagandaabteilungen, der Statistiker und der Reklameleute. Was weiter davon ergriffen wird, kann heute noch niemand sagen. Jedenfalls wird durch die forcierte Tätigkeit der Amerikaner in Rüsselsheim die Gesamtlage der deutschen Autoindustrie um so drohender, da in Rüsselsheim mit „Großkapital“ gearbeitet wird und irgendeine beschlossene Maßnahme nicht an dem Mangel an Geld zu scheitern braucht.

Was die Transaktion Ford-J. G. Farben anlangt, ist der kürzlich hier erwähnte verminderte Ford-Gewinn für 1928 von 72 Millionen Dollar die Hauptursache dafür, daß Ford, um seine Pläne zu verwirklichen, versuchen muß, fremdes Kapital heranzuziehen. Für diesen Zweck kann er sich jedoch nicht an das amerikanische Bankkapital wenden, von dem er sich seit der Zeit des Bestehens seiner Fabrik geflüchtig ferngehalten hat, sondern an andere Gruppen, die ihm in der Leistung nicht gefährlich werden können. In England hat er Aktien zur Emission aufgelegt und bekam die gewünschte Summe in kürzester Frist herein. In Deutschland sollte eine solche Emission schon vor langer Zeit erfolgen. Sie ist jedoch mit Rücksicht auf die schwache Stellung des deutschen Kapitalmarktes unterblieben. Die jetzige Transaktion der Fordwerke mit den J. G. Farben schafft für beide Teile Vorteile. Die Farbwerke gewinnen einen Großabnehmer in Farben, Lacken, Zelluloid und dem von ihnen hergestellten Leichtmetall. Auch wird der Fordkonzern an dem in Oppau hergestellten synthetischen Benzin sehr interessiert sein, und vielleicht ergeben die Versuche mit künstlichem Kautschuk, die schon seit einem Jahrzehnt in dem Leverkusener Werk der J. G. Farben gemacht werden, eines Tages eine fabrikatorische Basis. Außerdem will die Ford-A.-G. jetzt eine zweite Fabrik errichten, angeblich in Bayern, um den Vorsprung der General Motors wieder einzuholen. Auch die in Rußland einzurichtende Ford-Zweigfabrik für eine Produktion von 100 000 Wagen dürfte ihr Hauptmaterial von der J. G. Farbenindustrie beziehen.

Was tut nun die deutsche Automobilindustrie? Sieht sie dem Start der beiden Favoriten: General Motors und Ford, auf dem deutschen Markt teilnahmslos zu? In der Generalversammlung des Reichsverbandes der deutschen Automobilindustrie, die vor einigen Wochen stattfand, wurde von dem Generalsekretär Dr. Scholz die kritische Zuspitzung der Lage zugegeben, die als eine Folge der raschen und weitgehenden Zollsenkung anzusehen sei. Es müßten gemeinsame und außerordentliche Maßnahmen getroffen werden, um die Produktions- und Absatzverhältnisse der Personenwagen von Grund aus zu bessern. Das einzige Mittel, das Herr Scholz seinen Hörern vorschlägt, ist eine Neuregelung der Zollfrage! Die Zollfrage würde die General Motors völlig kalt lassen, denn sie fabrizieren ja in einem „deutschen Werk“. Die fünf Firmen Adler (deren Produktionsfähigkeit zur Zeit 60 Wagen pro Tag beträgt, die später auf 100 gesteigert werden soll), Brennabor, Dixi (das Sorgenkind der B.M.W.-Werke), Hanomag und Opel (jetzt General Motors) haben eine Leistungsfähigkeit von 300 000 Wagen im Jahr. Im vergangenen Jahr betrug der Absatz der deutschen Autowerke 76 000 Wagen und der ausländischen Montagewerkstätten etwa 26 000 Wagen. In diesem Jahre wurden an Motoren allein 37 997 Stück eingeführt, die dann in den Montagewerkstätten zum fertigen Wagen zusammengesetzt werden. Es ist also damit zu rechnen, daß der Absatz der ausländischen Wagen in diesem Jahre eine weitere erhebliche Steigerung erfahren wird. Ob dann noch der Absatz der ausländischen Autoindustrie auf ein Drittel des deutschen beschränkt bleibt, ist zweifelhaft, da — um nur eins zu erwähnen — J. G. General Motors im Begriff sind, eine eigene Abzahlungsbank zu errichten, die es den Abnehmern



Rathaus zu Köln

Gewerkschaft und Genossenschaft gehören zusammen

In Köln befinden sich die stolzen Gebäude und Lagerhäuser der „Gepag“, der Zentrale unseres Reichsverbandes deutscher Konsumvereine

Jede christliche Metallarbeiter-Familie soll auch Mitglied ihres Konsumvereines sein!

der Opelwagen durch langgespannte billige Kredite erleichtern würde, sich einen solchen Wagen anzuschaffen.

Welche Maßnahmen könnte nun die deutsche Autoindustrie zur Bekämpfung der scharfen amerikanischen Konkurrenz ergreifen? Zuerst muß man sich darüber klar werden, daß eine Zollerhöhung allein keinesfalls die beabsichtigte Wirkung hat und letzten Endes nur dazu führen würde, daß weitere Ankäufe von deutschen Werken für amerikanische Rechnung erfolgten. Außerdem wird drüben an einer ständigen Verbilligung der Wagen gearbeitet, die ihrerseits jede Zollerhöhung illusorisch macht.

Wenn die einzelnen Fabrikanten sich entschließen könnten, ein gemeinsames Fabrikationsprogramm aufzustellen, nur

wenige Typen herauszubringen, darunter einen Sechszylinder, der es in Form und Ausführung mit dem amerikanischen Wagen aufnimmt, unter Verminderung des viel zu großen Produktionsapparates und Stilllegung einzelner unrentabler Werke und einer großzügigen gemeinsamen Absatzfinanzierung, dann würde es vielleicht noch möglich sein, den jetzigen „status quo“ der deutschen Autoindustrie zu erhalten. Es besteht aber keine große Hoffnung, daß die deutsche Autoindustrie diesen Weg geht, da jede Fabrik ihre Sonderrechte gewährt haben will. Wie die Dinge jetzt liegen, wird die deutsche Absatzmenge von Jahr zu Jahr zurückgehen und die amerikanische Verkaufsposition von Jahr zu Jahr steigen.

Max Tibur.

Umschau

Margarete Behm †

Margarete Behm, die Vorsitzende unseres Heimarbeiterinnen-Verbandes, ist am 29. Juli, 70 Jahre alt, gestorben. Ein reiches Leben, das ein hartes und schweres Ringen um die Besserung der Elendslage der Heimarbeiterinnen war, ist dahingegangen. Selbst keine Heimarbeiterin, sondern aus bürgerlichem Stande, trieb sie ein heißes Herz in die soziale Bewegung hinein. Sie verzichtete auf gute Stellungen und gute Zukunftssicherungen, nur um diesen Ärmsten zu helfen. Und wahrlich, ärmere Schichten als die Heimarbeiterinnen gab es nicht. Sie lebten am Rande zwischen der vierten und fünften Schicht. Kein Gesetz half ihnen; in die Ortskrankenkassen hineinzukommen wehrten die Arbeitgeber, und die Sozialisten waren Gegner der Organisierung der Heimarbeiterinnen.

Aber Margarete Behm ging mit der ihr eigenen Fähigkeit und Energie zusammen mit Therese de la Croix ans Werk. Sie schufen den Gewerksverein der Heimarbeiterinnen, und ihr Ehrentag wurde es, als 1923 einstimmig im Reichstag das Hausarbeitsgesetz, die „Lex Behm“, angenommen wurde. Uns Metallarbeitern fühlte sie sich besonders nah. Noch im vorigen Jahre schrieb sie in einem Artikel in unserem Verbandsorgan, daß unser Christlicher Metallarbeiterverband sein Wort „den Ärmsten die Hilfe zuerst“ am Gewerksverein der Heimarbeiterinnen schon früh wahr gemacht habe.

Margarete Behm war eine edle Frau, voll starken Glaubens an den Sieg unserer Sache und voll lebendiger Vaterlandsliebe. Sie mochte vielleicht jachliche Gegner haben, Feinde hatte sie keine. Unser Christlicher Metallarbeiterverband wird ihr Andenken stets in Ehren halten. W.

Partei und Gewerkschaften sind eins

Am 27. Juli hat der Deutsche Bauergewerksbund eine Bundeschule in Wertheim bei Berlin eingeweiht. Der „Vorwärts“ (Nr. 349) berichtet, es sei „ein freundliches, liches, stolzes Gebäude, stolz, weil aus jeder Spalte der Geist des Sozialismus atmet“. Er berichtet weiter: „Nur sozialistische Betriebe haben am Bau mitgewirkt: die Bauhütte, die Sowag, die Malerhütte, die Glaserhütte, die Steinscherhütte.“ Es ist gut, daß einmal vom „Vorwärts“ öffentlich festgestellt wird, daß diese Unternehmungen sozialistische Betriebe sind. Der sozialdemokratische Parteivorstand und der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund waren vertreten. Der Vorsitzende des Deutschen Bauergewerksbundes hielt eine Rede. Er fragte: Was soll unser Heim sein! und antwortete: „Eine Stätte der gewerkschaftlichen, beruflichen und gesellschaftlichen Bildung, eine Schule republikanisch-staatsbürgerlicher Erziehung im Sinne sozialistischen Gemeinschaftslebens... Menschen fehlen uns, die die Sozialisierung der Wirtschaft betreiben. Diese Menschen wollen wir in diesem Heim erziehen.“ Er führt weiter aus, die Bauarbeiter seien wie die übrigen Arbeiter durch ihre Gewerkschaft und durch die Sozialdemokratische Partei zur Mitarbeit an der Gesetzgebung und Verwaltung erzogen worden. Und er fuhr fort: „Früher galt es auf dem Bau allgemein, heute erfreulicherweise gilt es immer mehr und mehr für eine Selbstverständlichkeit, daß bei der Kontrolle der Verbandsbücher auch das Parteibuch gefordert wird. Wir werden unseren Funktionären sagen, daß sie nicht vergessen dürfen, daß es ein Maurer war, der den deutschen Arbeitern zurief: Partei und Gewerkschaften sind eins! Die Parteifache muß also durch die Gewerkschaft und in der Gewerkschaft mehr zur Geltung kommen als bisher. Wir wollen auch in der Zukunft, daß unsere Mitglieder mit den übrigen organisierten Bauarbeitern die Parteiarbeit

auf dem Lande leisten. Der Bauarbeiter ist für alle Bestrebungen der Arbeiterschaft auf dem platten Lande der Fahnenträger.“

Der „Vorwärts“ nennt diese Rede ein Bekenntnis und ein Programm, und er selbst berichtet unter der Überschrift „Partei und Gewerkschaften sind eins.“ Früher bestritt man, daß Sozialdemokratische Partei und freie Gewerkschaften eins sind. Jetzt wird es offen zugegeben und es wird verlangt, daß künftig bei der Kontrolle der Verbandsbücher auch das Parteibuch gefordert wird. Man wird sich dieses Bekenntnis merken, besonders dann, wenn einige Verbände der freien Gewerkschaften versuchen, ein neutrales Mäntelchen umzuhängen, um damit Leute zu gewinnen, die sonst die Sozialdemokratie sicherlich nicht unterstützen wollen.

Tre.

Der Reichsverband deutscher Konsumvereine

hielt in München seinen diesjährigen Verbandstag ab. Prof. Kell-Breuning, Liz. Grunz und Kollege Baltrusch erstatteten Referate. Direktor Schladt erstattete den Geschäftsbericht, dem zu entnehmen war, daß der Absatz eine erfreuliche Steigerung zeige und die innere Stärkung prägnant in Erscheinung trete. Der Umsatz der 276 angeschlossenen Genossenschaften (1908: 48) mit 787 000 Mitgliedern (1908: 28 540) betrug 183 Millionen Mark (1908: 9,7); das ist gegen das Vorjahr eine Steigerung von rund 10 Prozent. Die Zahl der Produktivbetriebe stieg gegen das Vorjahr um 10 auf 59, in denen Waren mit einem Verkaufswerte von 22,5 Millionen Mark hergestellt wurden. Der Durchschnittsumsatz pro Kopf stieg um rund 18 M auf 230 M. Bemerkenswert ist auch, daß die Zahl der Beschäftigten um 3,3 Prozent weniger gestiegen ist als der Umsatz.

Die Spareinlagen haben eine Steigerung um über 26 Prozent erfahren und belaufen sich auf über 32 Millionen Mark. Das Zentralwareninstitut, die Gepag, Großverkaufs- und Produktions-Aktiengesellschaft, steigerte seinen Umsatz um 17,5 Prozent auf rund 61,5 Millionen Mark. Die Eigenproduktion der Gepag konnte um rund 63 Prozent gesteigert werden. Als Rückvergütung wurden 8,5 Millionen Mark ausgezahlt, eine Summe, die als sehr hoch bezeichnet werden muß, die Stärke der Konsumvereine zeigt und Beweis ist, welche weitere Kräfte noch für die Genossenschaftsidee mobilisiert werden können. Wer werden auf die Tagung noch ausführlicher zurückkommen.

Aufruf!

Alle diejenigen, die mit Herrn Heinrich Rüttgers, Würzelen, während der Kriegszeit zusammengewesen sind, werden freundlichst ersucht, ihren Namen nebst Adresse an die Geschäftsstelle dieser Zeitung anzugeben.

Heinrich Rüttgers, geb. 1. J. 1896, wurde einberufen zum Inf.-Reg. 159. 4. Komp., 10. Korp., 1. Stf.-Batl. in Mülheim an der Ruhr. Später 1. Stf. M.-G.-Komp., 4. Abt., 7. A.-K. in Münster i. W. und Inf.-Regt. 57, 1. M.-G.-K. Nach Gefangennahme im französischen Gefangenenlager in Villers-Courtrai und nachher in Sillery, Gefangenen-Nr. 341.

Gesl. Zuschriften sind zu richten an unsere Geschäftsstelle Lachen, Annastraße 11.

Aus den Betrieben

Warum nicht gleich so?

Eisenwerk Fraulautern. Nachdem nun der Schiedspruch für die weiterverarbeitende Eisenindustrie des Saargebietes zur Durchführung gelangen sollte, ergab sich, daß verschiedene Firmen trotz des minimalen Ergebnisses versuchten, aus demselben noch Nutzen zu ziehen, sei es, daß sie vor allen Dingen die zugesprochene Lohnerhöhung von 4½ Prozent um einen gewissen Prozentsatz mindern wollten, oder sie wollten die neuen Tarifsöhne in ihrer vollen Höhe nicht anerkennen. Die Werksleitung versuchte denselben Trick, den sie bezüglich einer zum 14. April zugesprochenen Lohnerhöhung gebraucht hatte, und wollte dabei besonders eine wesentliche Erhöhung der Tarifsöhne verhindern. Damals hatte die Direktion durch Anschlag bekanntgegeben, daß die zugesagte Lohnerhöhung von 10 Cms. nicht zugestanden werden könne, weil einmal der Ausschuß zu hoch sei (im Werke werden emaillierte Geschirre hergestellt) und sie dadurch ungeheure Verluste hätten. Dabei wird ein Teil des Verlustes auf schlechtes Material, die größte Schuld aber der nachlässigen Arbeit zugeschrieben. Jedoch werden die Akkorde mit der Stoppuhr so festgesetzt, daß der Arbeiter unbedingt mußten muß, wenn er etwas verdienen will.

Die Werksleitung bittet die Werksangehörigen, mitzuhelfen, daß gute Ware verfertigt wird. Einerseits soll durch die Mithilfe der Werksangehörigen die Rentabilität des Werkes gesteigert werden, nach der anderen Seite soll das bestehende Kurssystem weiter bestehen. Wenn die Arbeiterschaft zum großen Teile den früheren Begebenheiten gleichgültig gegenüberstand, so hätte die Sache anders werden können, wenn die Direktion auf ihrer ablehnenden Haltung bezüglich der Einführung des neuen Lohns verharret hätte. Die Belegschaft stand auf dem Standpunkte, daß der Lohn durchgeföhrt werden müsse, um endlich eine Angleichung an die Fertigungsindustrie wieder zu erhalten. Da die Werksleitung auf Grund der guten Geschäftslage eine Verzögerung nicht vertragen konnte, entschied sie sich, ihre Stellung zu ändern. In einer erneuten Besprechung gab sie bekannt, daß die Tarifsöhne durchgeföhrt würden. Nur durch die Geschlossenheit der Belegschaft konnte dieser Erfolg gezeitigt werden. Wie würde es schon vor der Verhandlung ausgehen haben, wenn die gesamte Belegschaft, gleich ihrem Arbeitgeber, restlos organisiert gewesen wäre?

Zur Lohnbewegung für die Ratiborer Metallarbeiterschaft

In einer vor kurzem in Ratibor stattgefundenen, gut besuchten Versammlung des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands berichtete Gewerkschaftssekretär S. Iara (Hindenburg) über den Verlauf und das Ergebnis der letzten Lohnverhandlungen für die Ratiborer Metallarbeiterschaft. Eingehend schilderte er das Vorgehen der

Firma W. Segenscheldt. Ihre Vertreter suchten immer wieder die Androhung der Betriebsstillegung als Druckmittel gegen die Arbeiterschaft zu benutzen. Nach dem Willen der Unternehmer sollte sich die Arbeiterschaft mit den bestehenden Löhnen bis zum Jahre 1931 (!) zufrieden geben.

Bereits in den am 21. Juni 1929 stattgefundenen Verhandlungen ist seitens des Vertreters des Christlichen Metallarbeiterverbandes einem solchen Ansinnen entschieden widersprochen worden. Die Begründungen der Unternehmer könnten nicht ausschließlich für die Gestaltung der Lohnverhältnisse maßgebend sein. Die Ratiborer Metallarbeiterschaft habe unter dem Tiefstande der Löhne gegenüber der Arbeiterschaft aller anderen Industrien am schwersten zu leiden. Ein Vergleich der gegenwärtigen Löhne mit denjenigen der Vorkriegszeit führe zu falschen Schlussfolgerungen. Wenn die Unternehmer mit solchen Vergleichen aufwarten, so versuchen sie damit, die Öffentlichkeit irrezuföhren. Wenn in früheren Jahren der Vorkriegszeit die Lebenshaltungskosten in Ratibor und Umgebung bedeutend geringer waren, so hat sich dieses in den letzten Jahren leider gründlich zu Ungunsten der Arbeiterschaft geändert. Kaum ein anderer Ort Oberschlesiens hat so erhebliche Steigerungen der Preise für Lebens- und Bedarfs-Artikel aufzuweisen wie Ratibor. Die nominelle Höhe des Lohnes gibt nicht den Ausschlag, sondern dessen Kaufkraft. Die Rücksicht darauf zwingt zur Erhöhung der Löhne. Die angebotene Betriebsstillegung ist nicht anders als ein Versuch zur Einschüchterung der Arbeiterschaft zu werden. Sie würde eine Herausforderung der Arbeiterschaft bedeuten und füge sich ebenbürtig in den Rahmen der Kampfpraktiken der westdeutschen Metallindustrie ein.

Wie richtig die Haltung der Arbeitervertreter war, zeigte sich schon nach wenigen Tagen, als die Direktion der Firma W. Segenscheldt die Betriebsstillegungsanzeige zurückzog.

Die letzten Jahre, welche für die Ratiborer Arbeiterschaft wegen der vielen Feiertagen und Kurzarbeit Hungerjahre waren, müßten nunmehr ein Ende finden. Wenn das Eisenbahnzentralamt zu wenig Aufträge erteilt, so muß es die Aufgabe der Unternehmer sein, einen Teil der Betriebsmittel auf andere Fabrikationszwecke umzustellen. Die Lage der Arbeiterschaft ist gegenwärtig so, daß sie sich tatsächlich in ihrer Existenz bedroht fühlt. Bessere Einkommensverhältnisse zu schaffen, ist eine Lebensnotwendigkeit für sie.

Die Vertreter der Unternehmer waren trotz der eingehenden Begründungen der Arbeitervertreter ursprünglich nicht von ihrem Standpunkt abzubringen. Ein Scheitern der Verhandlungen stand bevor, zumal Herr Direktor S. Iara bei dem entscheidenden Vermittlungsversuch seinen eigenen Vertreter, den Syndikus des Arbeitgeberverbandes der schlesischen Metallindustrie, im Stiche ließ und die Verhandlungsföhierung ausschließlich nach den einseitigen Interessen der Firma W. Segenscheldt beeinflussen wollte. Mit leeren Versprechungen war auch Herr

Frau Regel Amrain und ihr Jüngster

Don Gottfried Keller.

VI

Er nahm nicht das geringste Gepäd mit und verabschiedete sich kaum bei der Mutter, die ihm aufgebracht und mit klopfendem Herzen, aber schweigend zusah. „Adieu!“ sagte er, „morgen oder übermorgen früh spätestens sind wir wieder hier!“ und ging weg, ohne ihr nur die Hand zu geben, als ob er in den Steinbruch hinausginge, um die Arbeiter anzutreiben. Sie ließ ihn auch gehen ohne Einwendung, da es ihr widerstand, den hübschen jungen Burshen von solcher ersten Rutesäußerung abzuhalten, ehe die Zeit und die



Erfahrung ihn selber belehrt. Diele mehr sah sie ihm durch das Fenster wohlgefällig nach, als er so leicht und

froh dahinschnitt. Doch ging sie nicht einmal ganz an das Fenster, sondern blieb in der Mitte der Stube stehen und schaute von da aus hin. Uebrigens war sie selbst mutigen Charakters und hegte nicht sonderliche Sorgen, zumal sie wohl wußte, wie diese Ausflüge von Selbzwila abzulassen pflegten.

Früh kam denn auch richtig schon am anderen Morgen ganz in

der Frühe wieder an und stahl sich ziemlich verschämt in das Haus. Er war ermüdet, überwacht, von vielem Weintrinken abgepannt und schlechter Laune und hatte nicht das mindeste erlebt oder ausgerichtet, außer daß er seinen feinen Rock verdorben durch das Zerumlungern und sein Geldbeutel geleert war.

Als seine Mutter dies bemerkte und als sie überdies sah, daß er nicht wie die anderen, die inzwischen auch gruppenweise zurückgekehrt kamen, nur die Kleider wechselte, neues Geld zu sich steckte und nach dem Wirtshause eilte, um da den mislungenen Feldzug auseinanderzusehen und sich nach den ermüdenden Richtigkeiten zu stärken, sondern daß er eine Stunde lang schlief und dann schweigend an seine Geschäfte ging, da ward sie in ihrem Herzen froh und dachte, diele merke von selber, was die Glocke geschlagen.

Indessen dauerte es kaum ein halbes Jahr, als sich eine neue Gelegenheit zeigte, auszugehen nach einer anderen Seite hin, und die Selbzwiler auch wirklich wieder auszogen. Eine benachbarte Regierung sollte gestürzt werden, welche sich auf eine ganz kleine Mehrheit eines andächtigen gutkatholischen Landvolkes stützte. Da aber dies Landvolk seine andächtige Gesinnung und politische Meinung ebenso handlich, munter und leidenschaftlich betrieb und bei den Wahlvorgängen ebenso geschlossen und prügfertig zusammenhielt, wie die aufgeklärten Gegner, so empfanden diese einen heftigen und ungedulbigen Verdruß, und es wurde beschlossen, jenen vermagelten Dummköpfen durch einen mutigen Handstreich zu zeigen, wer Meister im Lande sei, und zahlreiche Parteigenossen anderer Kantone hatten ihren Zuzug zugesagt, als ob ein Hering um Lachs würde, wenn man ihm den Kopf abbeißt und sagt: dies soll ein Lachs sein! Aber in Zeiten des Umschwunges, wenn ein neuer Geist umgeht, hat die alte Schale des gewohnten Rechtes keinen Wert mehr, da der Kern heraus ist, und ein neues Rechtsbewußtsein muß erst erlernt und angewöhnt werden, damit „rechtlich am längsten währe“, daß heißt, so lange der neue Geist lebt

Direktor Bink nicht sparsam. Er mutete der Arbeiterschaft zu, bis zum 30. April 1931 sich mit den bisherigen Löhnen einverstanden zu erklären. Dann würde seiner Meinung nach die Zeit für eine Verhandlung über die Erhöhung der Löhne günstiger sein.

Nach mehrstündigen Debatten wurde schrittweise ein Einigungsvorschlag gefunden, der in letzter Stunde die Zustimmung der Parteien fand. Danach tritt am 1. 1. 1930 eine Erhöhung der Löhne um 2 Pfg. pro Stunde ein, woran auch die Akkordarbeiter beteiligt sind. Ab 1. 7. 1930 erhalten sämtliche Zeitlohnarbeiter einen weiteren Pfennig pro Stunde als Zulage gewährt. Das Abkommen behält Gültigkeit bis zum 31. 12. 1930.

Das Ergebnis der bis in die Mitternachtsstunde nach neunstündiger

Dauer geführten Verhandlungen löste in der Versammlung eine lebhafteste Aussprache aus. Soweit einzelne Teilnehmer der Versammlung den Verhandlungen beigewohnt hatten, hoben sie ebenfalls die besonderen Schwierigkeiten, welche von den Vertretern der Arbeiterschaft zu überwinden waren, hervor. Wenn auch das Ergebnis nicht allseitige Zufriedenheit und freudige Zustimmung finden dürfte, so stellt es doch einen Fortschritt dar. Einmütig brachten die Diskussionsredner die Auffassung zum Ausdruck, daß die Arbeiterschaft aus der abgeschlossenen Bewegung die richtige Lehre ziehen müsse und mit noch größerer Kraft als bisher für die weitere Ausbreitung des Christlichen Metallarbeiterverbandes werben soll, um im Falle unvermeidbarer wirtschaftlicher Auseinandersetzungen gerüstet zu sein.

Siarä.

Verbandsgebiet

Christliche Metallarbeiterkündigung

für das untere Maintal

Zahlreich hatten sich am Sonntag, den 14. Juli die Funktionäre des Christlichen Metallarbeiterverbandes aus dem unteren Maintal in Erlenbach a. Main eingefunden. Nach einer herzlichen Begrüßung durch den örtlichen Sektionsvorsitzenden Kollegen Hüßfinger und nach einem gut vorgetragenen Prolog des Jugendkollegen Kisselmann, erstattete der Geschäftsführer, Kollege Grammig-Schaffenburg, den Geschäftsbericht für das erste halbe Jahr 1929.

Aus dem ausführlich vorgetragenen Geschäftsbericht ist mit großer Genugtuung zu entnehmen, daß das zweite Vierteljahr 1929 einen bedeutenden Mitgliederzuwachs zu verzeichnen hat. Der Beitragsumsatz hat sich gegenüber dem 1. Quartal 1929 um fast das Doppelte erhöht. Kollege Grammig ersuchte am Schluß seiner Ausführungen die Vertrauensleute, auch ferner unermüdet tätig zu sein in der Werbearbeit.

Anschließend daran erstattete dann der Bezirksleiter, Landtagsabgeordneter Wesp-Darmstadt, ein ausführliches Referat über die Lage und Aufgaben der christlichen Arbeiterschaft. Zunächst gab er auch seiner Genugtuung über die gute Vorwärtsentwicklung des Christlichen Metallarbeiterverbandes im unteren Maintal Ausdruck. Uebergehend zu seinem Thema schilderte er dann die Gefahrenmomente, in der sich heute die Arbeiterschaft befindet. Einmal ist bei der derzeitigen Diskussion über den Youngplan festzustellen, daß weite Kreise, besonders in Arbeitgeberkreisen, glauben, die Hauptlasten der deutschen Arbeiterschaft aufzubürden. Die deutsche Arbeiterschaft muß gerade hier auf ihrer Hut sein, sonst wird sie zum größten Teil die Lasten des Youngplanes zu tragen haben. Zum Youngplan selbst bemerkte der Redner, daß er trotz Reduzierung gegenüber dem Dawesplan eine große Belastung bleibt. Fürchtbar ist der Gedanke, daß wir als deutsches Volk diese Lasten zirka 60 Jahre tragen sollen. Verlangt muß werden, daß das

gesamte Volk an den Lasten beteiligt ist. Dringend erforderlich ist es aber, daß das besetzte Gebiet alsbald geräumt wird.

Als zweites Gefahrenmoment bezeichnet Kollege Wesp den Ansturm gegen die deutsche Sozialgesetzgebung. Als einer der ersten Rufer gegen die Sozialgesetzgebung muß der Gießener Professor Hornesser bezeichnet werden. Neben seinen Schriften glaubt der Mann, auch auf Arbeiterversammlungen in Vorträgen Sturm laufen zu müssen gegen die Sozialgesetzgebung. So führte er anlässlich einer Tagung des Arbeitgeberverbandes an der Nahe in Kreuznach nach einem Bericht u. a. folgendes aus:

„Dan! dem Arbeitszeitgesetz gibt es keine freie Wirtschaft mehr, wir leben in einem sozialistischen Wirtschaftsstaat. Ein so widernatürliches Gesetz, das unzählige Ausnahmen bedingt, erschüttert die Achtung vor den Gesetzen. Den Betrieben muß freie Hand gelassen werden, die tägliche Arbeitszeit nach den jeweiligen Bedürfnissen festzusetzen.“

Die Beaufsichtigung der Wirtschaft bis ins kleinste ist eine Würdelosigkeit. Wir leben in einem Polizeistaat, der erwachsene Männer wie Schulbuben gängelt.

Aus elender Sentimentalität hat der Staat die Faulheit künstlich ins Volk hineingetragen.“

Zur Krankenversicherung äußert sich der Herr Professor wie folgt: „Eine weitere soziale Sinnlosigkeit ist die Krankenversicherung. — Sie soll den einzelnen für alle Fälle sicherstellen. Sie bedeutet nackten Kommunismus für einen erheblichen Teil des Volkes. Die Krankenversicherung ist eine große sittliche Gefahr für ein Volk, sie erzieht den Versicherten zum Simulanten, bestenfalls zur Krankheits-Hysterie.“

Am Schluß seiner Ausführungen beschäftigt er sich noch mit der Arbeitslosenversicherung und führte dazu folgendes aus: „Auf allen Gebieten tötet die Sozialversicherung den Willen zur Arbeit, das sittliche Pflichtgefühl und den Sparsinn. Am schlimmsten ist die Arbeitslosenversicherung.“ Er kommt dann zu dem Ergebnis, daß die soziale Gesetzgebung abzuschaffen ist, indem er ausführte: „Man enteigne dem Arbeiter

und währt, bis er wiederum veraltet ist und das Auslegen und Zanken um die Schale des Rechtes von neuem geht. Als gewohnter Weise wieder einige

Duzend Selbwpler beisammen waren, um als ein tapferes Häuflein auszurücken und der verhassten Nachbarregierung vom Amte zu helfen, war Frau Regel Amrain



guter Laune, indem sie dachte, diese bewaffneten Kannegießer wären diesmal recht angeführt, wenn sie glaubten, daß ihr Sohn mitginge; denn nach ihren bisherigen Erfahrungen, laut welchen das wadere Blut stets durch eine einmalige Lehre sich gebessert, mußte es ihm sehr nicht einfallen, mitzugehen. Aber siehe da, Fritz erschien unversehens, als sie ihn bei seinen Geschäften glaubte, im Hause, bürstete seine starken Werkeltagskleider wohl aus und steckte die Bürste nebst anderen Ausrüstungsgegenständen und einiger Wäsche in eine Kellertasche, welche er umhing, kreuzweis mit der wohlgefüllten Patronentasche; dann ergriff er abermals sein Gewehr und senkte es zum Gehen, nachdem er mit dem Daumen einige Male den Zahn hin und her gezogen, um die Federkraft des Schlosses zu erproben.

„Diesmal“, sagte er, „wollen wir die Sache anders angreifen, adieu!“ Und so zog er ab, ungehindert von der Mutter, welcher es abermals unmöglich war, ihn von seinem Tun abzuhalten, da sie wohl sah, daß es ihm Ernst war. Um so besorgter war sie sehr plötzlich, und sie erlebte einen Augenblick lang, während sie abermals mit Wohlgefallen seine Entschlossenheit bemerkte. Die Selbwpler Schar kehrte am nächsten Tage ganz in der alten Weise zurück, ohne noch zu wissen, wie es auf dem Kampfplatze ergan-

gen; denn da sie die Grenze ein bißchen überschritten hatten, fanden sie das dasige Ländchen sehr aufgeregt und die Bauern darüber erboht, daß man solchergestalt auf ihrem Territorium erscheine, wie zu den Zeiten des Faustrechtes. Sie stellten jedoch kein Hindernis entgegen, sondern standen nur an den Wegen mit spöttischen Gesichtern, welche zu sagen schienen, daß sie die Eindringlinge einstweilen vorwärts spazieren lassen, aber auf dem Rückweg dann näher ansehen wollten. Dies kam den Selwplern gar nicht geheuer vor, und sie beschloßen deshalb, das versprochene Eintreffen anderer Züge abzuwarten, ehe sie weitergingen. Als diese aber nicht kamen und ein Gerücht sich verbreitete, der Putsch sei schon vorüber und günstig abgelaufen, machten sie sich endlich wieder auf den Rückweg mit Ausnahme von Fritz Amrain, welcher jeelenallein und trotzig verwegen sich von ihnen trennte und mitten durch das gegnerische Gebiet wegmarschierte, auf dessen Hauptstadt zu. Denn er hatte, indem er seine Gefährten zehen und schwachen ließ, sich erkundigt und vernommen, daß ein Häuflein Burtschen aus dem Geburtsorte seiner Mutter einige Stunden von da eintreffen würde, und zu diesen gedachte er zu stoßen. Er erreichte sie auch ohne Gefahr, weil er rasch und unbekümmert seinen Weg ging, und drang mit ihnen ungehört vorwärts. Allein die Sache schlug fehl, jene schwankhafte Regierung behauptete sich für diesmal wieder durch einige günstige Zufälle, und sobald diese sich deutlich entwickelte, tat sich das Landvolk zusammen, strömte der Hauptstadt zu in die Wette mit den Freizügern und versperrte diesen die Wege, so daß Fritz und seine Genossen, noch ehe sie die Stadt erreichten, zwischen zwei große Haufen bewaffneter Bauern gerieten und, da sie sich mannlich durchzuschlagen gedachten, ein Gefecht sich unverweilt entspann. So sah sich denn Fritz angeichts fremder Dorfschaften und Kirchtürme ladend, schließend und wieder ladend, indessen die Glocken stürmten und heulten über den verwegenen Einbruch und den Verdruß des beleidigten Bodens aus-

nicht mehr die Beiträge zur Sozialversicherung, sondern führe sie einer Zwangsparkasse zu. Bei 16 M. Wochenlohn hat er dann in 60 Lebensjahren ein Kapital von 33 000 M. zusammen, ein besser besoldeter Bergarbeiter sogar 100 000 M. Er kann dann auch seinen Kindern ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Dem Sparzwang sollen alle Abhängigen mit einem Einkommen bis 10 000 M. unterworfen sein. Die aufgesparten gewaltigen Summen sollen zur Hälfte der freien Wirtschaft zugeführt werden, zur anderen Hälfte sind sie mündelsicher anzulegen. Diese Kapitalbildung wird uns helfen, die schweren Kriegslasten abzutragen. Vielen Arbeitern hängt die Sozialversicherung zum Hals heraus. Geben wir den sozialen Wahn auf."

Bezeichnend ist, daß Arbeitgeberverbände sich einen solchen Herrn, der solche reaktionäre Gedanken unter Beifall zum Vortrag bringt, verschreiben. Hier sehen wir die Einstellung der Arbeitgeber zur Sozialgesetzgebung. Wenn die Arbeiterschaft nicht auf der Höhe ist, werden diese Kreise es mit der Zeit erreichen, daß das mühsam Errungene wieder beseitigt wird. Um diesem Ansturm auf die Sozialgesetzgebung mit vollem Erfolg entgegenzutreten zu können, muß es heißen: Stärkung des Christlichen Metallarbeiterverbandes. Menschenfurcht muß bei sol-

chen Entscheidungen abgelegt werden. Kollege Wesp forderte zum Schlusse die Anwesenden auf, allüberall Streiter für die christliche Gewerkschaftsbewegung zu sein.

Die anschließende Aussprache, an der sich Kollegen aus allen Teilen des Gebietes beteiligten, hat unter großer Entrüstung und Erregung diese rückschrittlichen Auffassungen der Sozialgesetzgegner zurückgewiesen. Einheitlich war die Auffassung zum Ausdruck gekommen, daß nur hier die christliche Gewerkschaftsbewegung helfend eingreifen kann, darum unermüdet an der weiteren Ausbreitung arbeitend, muß die Parole sein.

Nachdem der Vorsitzende nochmals den Kollegen Wesp und Grammig recht herzlich gedankt hatte, forderte er die Anwesenden auf, nunmehr mit neuer Kraft und Mut an die Gewerkschaftsarbeit heranzugehen, damit die Zeit nicht mehr so lange ist, wo man dann sagen kann, im unteren Maintal ist die christliche Gewerkschaftsbewegung die Gewerkschaftsbewegung. Mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf den Christlichen Metallarbeiterverband und seinen Führer Franz Wieber fand die überaus anregend verlaufene Tagung ihr Ende. Wesp.

Branchenbewegung

Formerei und Gießerei

Trotzdem Leben und Gesundheit der Formner und Gießer starken Gefahren ausgesetzt ist, geschieht immer noch nicht genügend, um einwandfreie Einrichtungen zu schaffen, die den gebotenen Schutz bieten. Wie in letzter Sitzung unseres rheinisch-westfälischen Branchenausschusses in Witten a. d. Ruhr berichtet wurde, fehlt es vielfach noch an den notwendigen Einrichtungen. Wenn Wasch- und Badegelegenheiten erforderlich sind, dann für die Formner- und Gießereibetriebe. Ihr Fehlen wird aber in manchen Betrieben sehr vermisst, selbst auch in solchen, die im übrigen modern, erstklassig eingerichtet sind, die Zeitakkord, Fließarbeit etc. eingeführt haben.

Es fehlen vielfach genügende Entlüftungsvorrichtungen, die in warmen Tagen für tragbare kühle Temperaturen sorgen, die gefährliche Ausdünstungen von Heizölen, Striktgasen etc. beseitigen. Unbedingt zu fordern sind auch bessere Heizanlagen. Ganz entschieden abzulehnen sind offene Koksöfen, deren Ausdünstungen ruiniierend auf den inneren Organismus des Menschen wirken. Bei dem heutigen Stande der Warmwirtschaft, müßte es ein leichtes sein, geeignete Heizanlagen einzubauen.

Ein besonderes Kapitel bildet der Unfallschutz. Die Wege in den Gießereien sollen so beschaffen sein, daß sie im besonderen beim Gießen auch ohne Gefahr passierbar sind. Leider herrscht heute in manchen Gießereien, selbst auch beim Gießen, ein Durcheinander, daß sich jeder wundern muß, daß sich nicht noch mehr Unfälle ereignen. Zu verlangen ist auch eine genügende Beleuchtung. Besonders im Raßguß wird die Sehkraft stark angespannt. Formen bei künstlichem Licht ist zunächst zu vermeiden.

Größte Vorsorge sollte walten, um Verbrennung durch herumspritzendes Eisen zu vermeiden.

Jedes Saufen und Jagen während des Gießens sollte ausgeschlossen sein. Genügende Sebekrane usw. sind notwendig, weil dadurch auch die

Unfallgefahren behoben werden können. Wichtiger wie wertvolle Mikrophone in den Büros sind Einrichtungen, die das Heben und Tragen schwerer Lasten, Risten, Gießpfannen u. a. den Formnern und Gießern ersparen.

Wie der Christliche Metallarbeiterverband schon in seinen früheren Erhebungen feststellen konnte, sind es die Formner und Gießer, die den höchsten Prozenttag der Erkrankten in den Krankenkassen mitstellen. Inzwischen ist manches besser geworden. Zu beachten ist aber, daß die modernen Hilfsmittel — erwähnt seien nur die Druckluftstamper — erneute Gefahren heraufbeschworen haben.

Mit einer noch so lauten Kritik der heutigen Zustände allein ist es nicht genug, wenn nicht die Formner und Gießer geschlossen in der Organisation stehen und mit vereinten Kräften auf angemessene, dem schweren Beruf entsprechende Arbeitsbedingungen hinwirken. W. Alef.

haben Sie 5 Minuten Zeit?

Dann überlegen Sie doch einmal, ob Sie auf dem Platze stehen, der Ihren Fähigkeiten entspricht? Durch die Unterrichtsbriefe des Systems Karnock können Sie Prüfungen auf allen technischen Gebieten (Elektrotechnik, Maschinenbau, Installation, Handwerk usw.) ablegen, während Sie durch die Methode Rustin kaufen, fremdsprachlich und musikalische Ausbildung erhalten, auch versäumte Schulprüfungen (Obersekundareife, Abitur) nachholen. Geben Sie uns an, welchen Beruf Sie ergreifen wollen. Wir stehen Ihnen mit Rat und Auskunft bereitwilligst zu Diensten. Prospekte kostenlos. Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam - Ta. 164.

zuklagen schienen. Wo sich die kleine Schar hinwandte, wichen die Landleute mit großem Lärm etwas zurück; denn ihre junge Mannschaft war im Soldatentock schon nach der Stadt gezogen worden; und was sich hier den Angreifern entgegenstellte, bestand mehr aus alten und ganz jungen unerwachsenen Leuten. Aber sie zogen sich dennoch immer dichter zusammen, und nachdem erst einige unter ihnen verwundet waren, stellte gerade dieser dunkle Saum erschreckter alter Menschen, Weiber und Priester, die sich zusammen den Landsturm nannten, das aufgebrachte und beleidigte Gebiet vor, und die Glocken schrien den Horn über alles Getöse hinweg weit in das Land hinaus. Aber der drohende Saum zog sich immer enger und enger um die fechtenden Parteiläufer, einige entschlossene und erfahrene Alte gingen voran, und es dauerte nicht mehr lange, so waren die Freischärler gefangen. Sie ergaben sich ohne weiteres, als sie sahen, daß sie alles gegen sich hatten, was hier wohnte. Wenn man im offenen Kriege vom Reichsfeind gefangen wird, so ist das ein Unstern wie ein anderer und kränkt



den Mann nicht tiefer; aber von seinen Mitbürgern als ein gewalttätiger politischer Widersacher gefangen zu werden, ist so demütigend und kränkend, als irgend etwas auf Erden sein kann.

Kaum waren sie entwaffnet und von dem Volke umringt, als alle möglichen Ehrentitel auf sie niederregneten: Landfriedensbrecher, Freischärler, Räuber, Buben waren noch die mildesten Ausrufe, die sie zu hören bekamen. Zudem wurden sie von vorn und hinten betrachtet wie wilde Tiere, und je solider sie in ihrer Tracht und Haltung aussahen, desto erboster schlenen die Bauern darüber zu werden, daß solche Leute solche Streiche machten.

So hatten sie nun nichts weiter zu tun, als zu stehen oder zu gehen, wo und wie man ihnen befohl, hierhin, dorthin, wie es dem vielköpfigen Souverän beliebte, welchem sie sein Recht hatten nehmen wollen. Und er übte es jetzt in reichlichem Maße aus, und es fehlte nicht an Knüffen und Düssen, wenn die Herren Gefangenen sich trotzig zeigten oder nicht gehorchen wollten. Jeder schrie ihnen eine gute Lehre zu: „Wäret ihr zu Hause geblieben, so drauchtet ihr uns nicht zu gehorchen! Wer hat euch hergerufen? Da ihr uns regieren wolltet, so wollen wir nun euch auch regieren, ihr Spitzbuben! Was bezieht ihr für Gehalt für euer Geschäft, was für Sold für euer Kriegswesen? Wo habt ihr eure Kriegskasse und euren General? Pflegt ihr oft auszuziehen ohne Trompeten, so in der Stille? Oder habt ihr den Trompeten heimgeschickt, um euren Sieg zu verkünden?“ (Fortsetzung folgt.)

Der Hammer

Jugendchrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 16

Duisburg, den 10. August 1929

10. Jahrgang

Willkommen in Köln!



Köln und die christliche Gewerkschaftsjugend



um zweitemal tritt die christliche Gewerkschaftsjugend zu einem Reichsjugendtag zusammen. Während 1926 eine Metropole der Industrie, die ehemalige „Kanonenstadt“ Essen, unsere Jugend aufnahm, ist es diesmal die stolze Metropole des Rheinlands, das alte „heilige“ Köln, das uns seine Pforten öffnet. Während Essen mit der ganzen Wucht und Schwere der weltlichen Arbeit, die ja

dem ganzen Industriegebiet das Gepräge gibt, zu uns redete, uns Einblick gab von unermüdlichem Schaffen zehntausender Arbeitsbrüder im Reich der Schloße, erklingt in Köln daneben noch ein anderer, freundlicherer Ton. Um Köln wölbt sich das Silberband des alten deutschen Rheins, der, wo er hinfließt, die Landschaft und die Menschen gewissermaßen bezaubert. Nirgendwo sonst ist die Lebensfreude so sieghaft und stark, wie an seinen Ufern. Auch Köln ist von dieser Lebensfreude gewissermaßen umstrahlt. Lebensfreude und goldener Humor scheinen glückliches Erbgut des echten Kölners zu sein. Und wenn auch die Unrast des heutigen Lebens, die den Menschen kaum zu sich selbst kommen läßt, ihn etwas zurück drängt, ganz verdrängen läßt er sich nicht und immer wieder bricht er, man möchte fast sagen, mit elementarer Gewalt wieder durch. Essen und Köln! Die Welt der hohen, zielbewußten und der durch Lebensfreude verklärten Arbeit. Beide zusammen eigentlich die Welt der Jugend.

Unsere Jugend steht im Reich der weltlichen Arbeit, tut an Drehbank und Schraubstock, an Bohrmaschine und Hobelbank, am Schmiedeseuer und Walzenstraße oder auch in der kunstgewerblichen Arbeit ihre Pflicht. Das ist oft nicht leicht. Wir kennen die vielfachen Mißstände, unter denen auch die Jugend leidet, sehen den vielfachen Mißbrauch. Wir wissen aber auch, daß mit uns die neue Zeit zieht. Wie man die geistig regsame Arbeiterschaft nicht dauernd in politischer Hingabe halten konnte, so wird unser Stand durch seine Jugend, die durch die Schule einer guten beruflichen Fachausbildung theoretischer und praktischer Natur und daneben durch die Schule der gewerkschaftlichen Organisation geht, auch unserer Arbeit wieder die gebührende Achtung und Geltung erringen, ob starke Gegenkräfte das wollen oder nicht. Gutes fachliches Können, hohe Einschätzung des Wertes und der Bedeutung unserer

Arbeit durch uns selbst werden auf die Dauer stärker sein. Die Jugend ist ein starkes Element für den Aufstieg unseres Standes. Das wissen wir. Darum drückt uns unsere Arbeit nicht nieder. Darum ist kein Raum in unsern Herzen für jene Verzweiflung und Verbitterung, die in manchen Arbeiterherzen allen Sonnenschein ertötet und die nur geboren sein kann aus eigner Verachtung der Arbeit.

Wir wissen aber auch, daß wir kämpfen müssen um Geltung und Anerkennung unserer Arbeit und daß in diesem Kampfe uns die Organisation die beste Hilfe ist. Es ist erfreulich, daß diese Erkenntnis auch immer breitere Schichten der arbeitenden Jugend erfaßt. Unsere gewerkschaftliche Jugendbewegung ist gewachsen seit Essen. Zehntausende von jungen Menschen stehen heute zu unserer Fahne und geben der Bewegung aus dem reichen Schatz ihrer Lebendigkeit, ihrer Begeisterung und ihrer Aktivität. Das beweisen jene Tausende junger Kräfte, die heute als Vertrauensleute, Vorstände, Betriebsräte und eifrige Werber tätig sind. Das wird auch Köln mit aller Deutlichkeit beweisen.

Bei allem Ernst unserer weltlichen Arbeit und unseres gewerkschaftlichen Strebens bleiben wir jung und froh. Echte, edle Lebensfreude, die unsere Arbeit verklärt und Sonne in den grauen Alltag hineinträgt, wird von uns gepflegt. Unsere ganzen Jugendversammlungen und Veranstaltungen sind Beweise dafür. Sie sind gleichzeitig Stätten ernstes Strebens und edler, sonniger Geselligkeit. Auch Köln wird diesen Geist pflegen. In ernster Arbeit werden wir uns mit den Fragen der Bewegung und unseres Standes beschäftigen. Dann aber wollen wir hinaus an den schönen Rhein und einen, wenn auch kurzen Blick tun auf die Schönheiten, die er dem wachen Auge bietet.

So seid denn alle willkommen in Köln. Willkommen zu ernster Arbeit, willkommen zu echter Freude. Aus Köln aber möge sich ein neuer Strom der Begeisterung und der Werbekraft in unsere Jugendbewegung ergießen, die uns aufwärts und vorwärts trägt.

Brüder, laß den Kopf nicht hängen,
Kannst ja noch die Sterne seh'n;
Aufwärts blicken, vorwärts drängen,
Wir sind jung und das ist schön.

Fö.

Junge Menschen

Karl Hans Strobl

Junge Menschen rütteln an Pforten des Lebens,
schäumenden Perzens stehn sie davor,
verhüllte Wächter, tiefig am Tor,
prüfen den Ernst und den reinen Willen des Strebens.

Eines ist Gesetz in Sternen und Maschinen:
Sei du! Sei wahr! Vernimm das ewige Wort!
Die Hand, die unrein schafft, verdorrt,
die treue wird auch im Alltag dem Ewigen dier n.

In jedem Kabel scheidet sich Lüge und Wahrheit,
jedes Rad schwingt zwischen Licht und Nacht,
in jedem Werk wird die Schöpfung noch einmal gedacht,
Jede Stunde der Arbeit trägt bei zu Irrtum oder zu
Klarheit.

Holt in Not! Ihr seid berufen zu bauen,
baut so, daß Licht aus euren Augen sprüht!
Baut so, daß Segen aus eurem Wirken blüht!
Vertraut dem Gott in euch, und euer Gott wird euch
vertrauen.

Das Kölner Rathaus

So einfach und schlicht der mittelalterliche Bürger selbst wohnte, so sehr war es ihm andererseits Herzensbedürfnis, die Gotteshäuser prächtig zu gestalten und seinem bürgerlichen Selbstbewußtsein in den öffentlichen Gebäuden mächtvollen Ausdruck zu verleihen. Allenthalben nehmen daher in der mittelalterlichen Stadt die Rathäuser nicht nur einen bevorzugten Platz, meist am Markt, ein, sie heben sich auch von den Bürgerhäusern wirkungsvoll ab durch ihre überragende Größe und ihre prunkvolle Ausstattung. So auch das Kölner Rathaus. (Bild Seite 504.)

Erstmals wird es erwähnt im Jahre 1112. Die mit dem Aufblühen des städtischen Gemeinwesens wachsenden Aufgaben der Verwaltung machten im Laufe der Zeit Erweiterungs- und Umbauten nötig, die naturgemäß die künstlerische Einseitigkeit des Gesamtbaues beeinträchtigen, ihm dafür aber einen gewissen materiellen Reiz verleihen. Gotik, Renaissance und der Barock mit seiner feinsten und delikatesten Blüte, dem Rokoko, klingen zusammen im Kölner Rathaus.

In prächtigem Renaissancestil sind die Rathausvorhallen gehalten. In gleichem Stile wurde in jüngster Zeit die dem Altermarkt zugewandte Seite umgestaltet. Den sein gegliederten Giebel zieren zahlreiche Reliefs und zwei Kaiserstandbilder, Otto I. und Maximilian.

Der älteste und geschichtlich bedeutendste Teil des Rathauses ist der Senatsaal. Hier wurde 1362 der mächtige Städtebund der Hanse gegründet; hier beschloß sie, auf dem Gipfel ihrer Macht stehend, im Jahre 1367 den Krieg gegen Waldemar von Dänemark.

Die reiche künstlerische Ausstattung des Saales zeigt, wie sehr man

sich auch bei weltlichen Bauten von der kirchlichen Kunst der damaligen Zeit beeinflussen ließ. Die Decke ist nach gotischer Art spitzbogig gewölbt, und die „neun Helden“ an der Schmalseite des Saales könnten ebenjotut das Portal des gotischen Domes zieren.

In gleichem Stile wurde um 1400 der mächtige Rathhausturm erbaut, angekauft aus dem beschlagnahmten Vermögen der Patrikler, als diese, die lange genug ihre Macht mißbraucht hatten, dem gewaltigen Ansturm der Sünste unterlegen waren.

Im ersten Geschloß des Turmes befindet sich der „Senatsaal“, dessen wertvollstes Stück die große, reich mit Schnitzwerk versehene Eingangstür bildet, ein Prachtstück der Renaissance.

Eine neue Welt umfängt uns, wenn wir den Muschelsaal betreten. Spielerisches Rokoko, der Stil jener Zeit, da die Damen auf hohen Stöckelschuhen, in Reifröcken, gepudert und mit Schönheitspflasterchen, die Herren in leinenen Fräcken mit Kniehosen und großen Perücken leicht und unbekümmert durchs Leben tänzelten. Hierlich und spielerisch elegant ist auch die ganze Ausstattung der Räume. Leichte, geschwungene Möbel, flimmernde Ornamente an Wand und Decke, glänzende Spiegel und Wandteppiche mit lieblichen Schäferszenen.

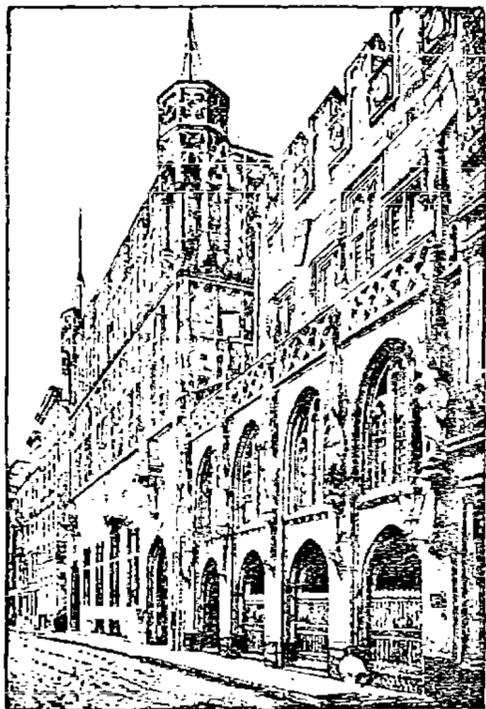
Jan und Griet

So kölle em ahle Kämpfenshoff
Want ens ne Bauersmann,
Dä hat en Käß, de nennt sich Griet,
Re Knäch, dä nennt sich Jan.

Also hebt es an, das niederländische Volkslied von Jan von Werth, der ein berühmter Reitergeneral im Dreißigjährigen Krieg gewesen ist, als Schwed und Franzos sich in die Sache deutscher Uneinigkeit teilten.

Der Gürzenich

Das Rittergeschlecht der Gürzenich, so benannt nach ihrer gleichnamigen Burg bei Düren, besaß in Köln ein Absteigequartier in unmittelbarer Nähe der Kirche St. Alban, das später in städtischen Besitz



Der Gürzenich

guren, der sagenhafte Marcellus und der „herrliche Marcus Agrippa, ein heidensch Mann vor Gotz geburt Agrippinam nu Coelne begann.“

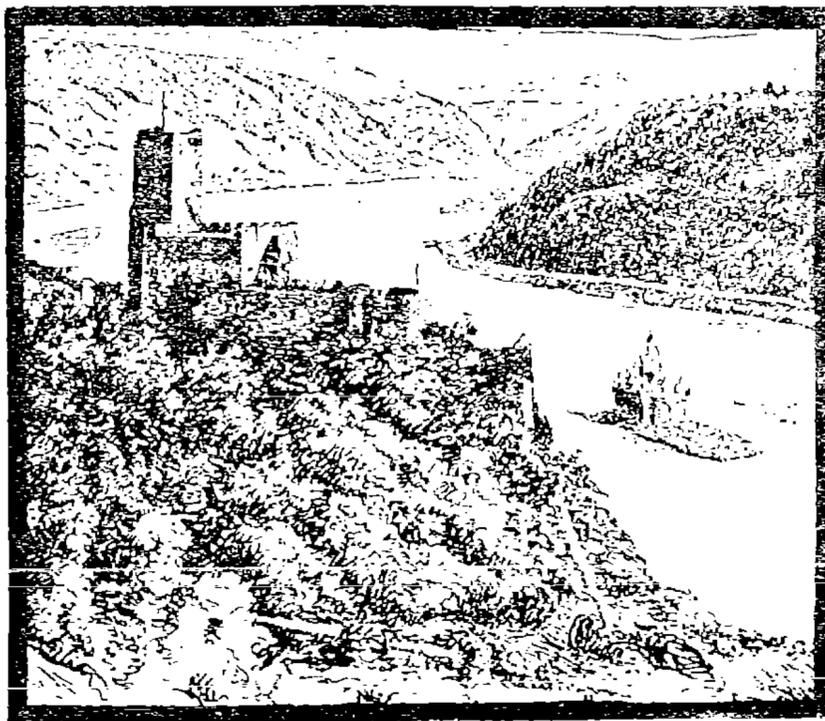
So lautet die Inschrift des Spruchbandes.

Auch der große Festsaal entbehrte damals noch des Schmuckes. Bei Gelegenheit mußte er mit Behängen, Teppichen, Prunkgefäßen und kostbarem Mobiliar ausgestattet werden. Seine wertvollste Zierde bildeten die beiden Kamine.

Als seit 1396 die Macht der Patrizier gebrochen war und das Bürgertum zu Macht und Wohlstand gelangte, beschloß der Rat für die Zwecke des ausgedehnten Handels eine große Warenniederlage für Festlichkeiten und Versammlungen einen geräumigen Festsaal zu schaffen und beide in einem Gebäude zu vereinigen. So entstand der Gürzenich, ein gewaltiger Rechteckbau von 55 Meter Länge und 22 Meter Höhe mit einem Lagerhaus im unteren und einem Festsaal im oberen Geschosse. (Siehe Abb.) In den bekrönenden Nischen mit den wichtigen Ecktürmen und dem gotischen Maßwerk des oberen Teiles vereinigen sich aufs glücklichste das Truhig-Wehrhafte mit gotischer Zierlichkeit. Sonst ist Schmuck nur sparsam angebracht, neben Wappenschildern noch zwei unter schlanken Baldachinen aufgestellte Fi-

Glänzende Festversammlungen sah der altehrwürdige Gürzenich in seinen Mauern. Achtmal weilte Kaiser Friedrich III. aus dem Hause Habsburg hier. Kaiser Max hielt 1505 in Köln den Reichstag ab, und noch Karl V. beherbergten die Räume des Gürzenich.

Aber mit dem Dreißigjährigen Kriege und der Erlahmung des Kölner Handels war auch die Glanzzeit des Gürzenich für lange vorbei. Erst in der Hohenzollernzeit wurde der stolze Saal wieder seinem alten Zwecke dienstbar gemacht. 1842 bei der Wiederaufnahme des Dombaues, 1848 bei der Jahrhundertfeier der Grundsteinlegung, der auch König Friedrich Wilhelm IV. bewohnte, und als glänzendste Veranstaltung die Feier der Vollendung des Domes im Jahre 1880 im Beisein Kaiser Wilhelms I. und vieler deutscher Fürstlichkeiten. Der große historische Festzug, der damals die Straßen Kölns durchzog, ist in prächtigen Gemälden an den Wänden des Saales verewigt. Auch sonst hat der Gürzenichsaal noch neuzeitlichen Schmuck erhalten, so daß er mit Recht zu den prunkvollsten Festräumen Deutschlands gezählt werden darf.



Burg Sonneck

Daß aber der große Jan von Werth in jungen Jahren eines Kölner Bauern Knecht gewesen war und lediglich seinem Unglück in der Liebe sein Glück im Lebenspiel verdankte, das weiß man nur in und bei der alten Stadt am Rhein.

Jan war ein fleißiger Gutsknecht, eine treue Seele und auch kein übler Bursch. Manchem hübschen Mädchen wäre der Jan als Freier gar nicht unwillkommen gewesen; aber des Braven verliebtes Herz lag seit langem in dem Bann der Griet, einer Magd des Rümphenhofes. Nicht allzu lange glühte Jans Liebe im Verborgenen. Eines Tages trat er vor die Angebetete und gestand ihr unter vielem Stottern, daß er sie herzlich gern habe und für sie freudig zweimal so viel schaffen würde wie für den Bauern. Nachdem der wackere Freier noch viel geredet, was er lange mit sich herumgetragen, fragte er die schmutze Griet, ob sie nicht seine Frau werden wolle.

Da stemmte die dralle Griet die runden Arme in die Seite, warf den hübschen Kopf zurück, und ihre Augen maßen prüfend den biederen Freierrmann. Dann schüttelte die Griet bedauernd den blonden Kopf, und ein Lächeln, schier spöttisch, zuckte um ihren frischen, vollen Mund.

„Du bist ein Knecht, Jan, und wirst es, glaub' ich, bleiben dein Lebtag. Du kannst nichts dafür; aber ich möchte als Mann einen reichen Halsen haben mit Kühen, Ochsen und Pferden.“

Da rief dem ehrlichen Jan eine Blutwelle ins Gesicht; aber er beherrschte sich; denn er hatte sie herzlich gern, die da so herzos redete.

„Wie du willst,“ sagte er gelassen und wandte der hochfahrenden Maid den Rücken. Hat von der Stunde an kein weiteres Wort mehr zu ihr gesprochen außer dem üblichen Gruß. Die übrigen Knechte und Mägde aber lispelten miteinander, die Griet habe dem Jan einen Korb gegeben, und manches spöttische Lächeln traf den verunglückten Freiwerber, mehr von den Männern als von den Weibern. Da hat es den Jan nimmer gehalten auf dem Rümphenhof, und so ist er eines Tages fortgegangen, hat Handgeld genommen und ist Soldat geworden.

Ein langwieriger Krieg war's, den dazumal der Kaiser gegen die Reichsfeinde ausfocht, und an Soldaten war Mangel. Verwegene Krieger vermochten es da wohl zu etwas zu bringen, der Jan Werth war einer von denen. Der ehemalige Knecht vom Rümphenhof brachte es bald durch seine Tapferkeit zum Korporal, und als er in einer Schwedenschlacht abermals durch seinen persönlichen Mut die Entscheidung herbeiführte, ward ihm ein ganzes Regiment anvertraut. Endlich gar stieg er zum geadelten Reitergeneral empor und der Name des großen Jan von Werth ward mit einem Schlage berühmt, als er die gefürchteten Franzosen in mehreren kühnen Zügen aufs Haupt schlug.

Auch von einer jarten Seite verjöhnte ihn das Glück; dem berühmten General Jan von Werth reichte ein liebreizendes adeliges Fräulein die Hand zum Ehedunde.

Jener aber, die den armen Bauernknecht Jan vor Jahren verschmäht hatte, war das Glück wenig hold gewesen. Die hübsche Griet wartete Monat um Monat, Jahr um Jahr auf den reichen Halsen mit Kühen und Ochsen und Pferden; aber der erträumte Freier kam nicht, weil schon dazumal bei dem rheinischen Bauernvolk die roten Dukaten mehr Wert hatten als rote Wangen, und blühende Taler mehr Reiz besaßen als blühende Frauenaugen. Aber die blühenden Augen und roten Wangen wurden allgemach alt, und es kamen Tage, wo die alternde Griet recht gern einem fleißigen Knecht wie weiland der Jan als Ehegespons gefolgt wäre. Leider kam keiner. Und so hat denn die Griet, nachdem die roten Wangen und blühenden Augen längst vergangen waren, alle Hoffnung auf eine reiche Heirat wehmütig eingespargt. Hat dann am Sevestinstor einen Obstkram aufgeschlagen und sich kümmerlich durchgeschleppt ihre alten Tage.

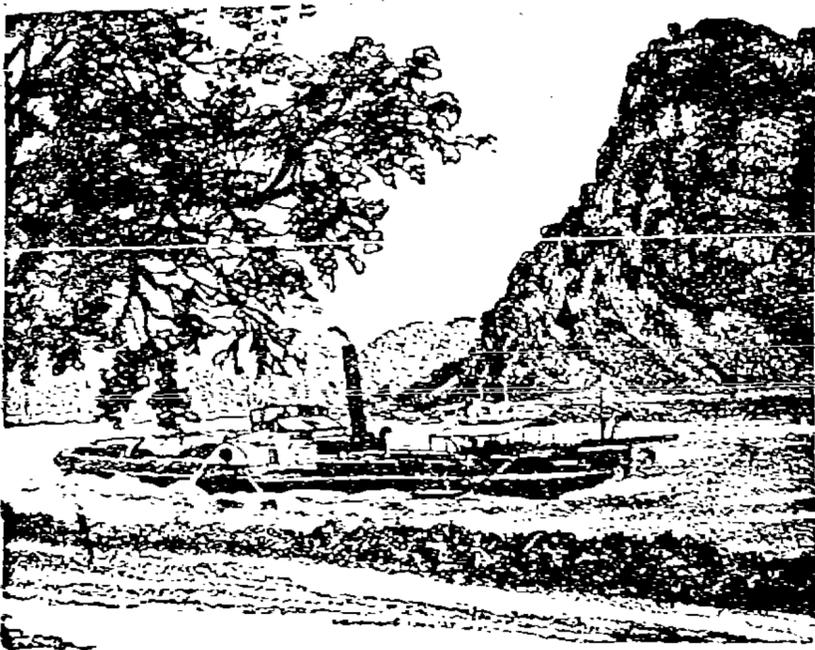
Da ist eines Tages im Sevestinsviertel eine mächtige Bewegung entstanden unter den Leuten. Neugiervoll strömten die Kölner herzu, um einen der Ihrigen zu sehen, der heute durch das Sevestinstor einzuziehen sollte mit seinem siegreichen Heerhaufen. Der hatte es vom einfachen Bauernknecht zum Reitergeneral gebracht. Da kam er bereits, hoch auf reichgezümmtem Ross, angetan mit dem goldstrotzenden Generalskleid, auf dem kühnen Kopf den breitkrempigen Hut mit der wallenden Feder; der große Jan von Werth. Hinter ihm ein Troß stattlicher Reiter.

Das Stadtsoldatenkorps, die Funken, wirbelten die Trommeln, und die Kölner schrien ihrem berühmten Landsmann Divat zu. Das hübsche Weiblein aber, das am Tor bei ihrem Obstkram saß und soeben Kastanien brät, schaute mit einem merkwürdigen Ausdruck zu dem stolzen Reitergeneral auf. Da hält dieser dicht vor ihrem Kram das Pferd an, blickt ihr ins Gesicht und spricht dann lächelnd: „Griet, wer dat gedaach hätt!“

Da zuckt es in dem runzeligen Gesicht auf, und launig taunt die grauhaarige Griet: „Jan, wer dat geahnt hätt!“

Und der große Jan von Werth tritt ein in das alte, heilige Köln. Die Stadtsoldaten wirbelten die Trommeln, und die Kölner schrien ihrem berühmtem Landsmann Divat zu.

Ein prächtiges Denkmal haben ihm die Kölner inzwischen in seiner Vaterstadt gesetzt, und den Mädchen am Niederrhein ist sie wohl bekannt, die Geschichte von Jan und Griet. Manche spröde Maid da unten im Bann der ehrwürdigen Stadt Köln soll durch sie bewogen worden sein, nicht gar so hartherzig zu verfahren mit ihrem Freierrmann, sientemal man nicht wissen kann, ob in ihm nicht ein künstlicher Reitergeneral steckt, wie in dem großen Jan von Werth. Vielleicht geht auch manchem anderen rossigen Mägdelein, dessen Wiege nicht am Rhein steht, diese Geschichte zu Herzen, und es gelobt, in der Liebe nicht allzu wählerisch zu sein, damit es nicht eines schönen Tages mit der grauen Griet zu seuffzen hat: „Wer dat geahnt hätt!“



Die Loreley

Der Dombau zu Köln

In deutschen wie in weissen Landen gab es um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts keinen, der dem Meister Gerhard von Rile in der Baukunst glich. Keinen gab es aber auch, der ihm an Hochmut und Vermessenheit gleich kam. Mit vielem Fleisse hatte er dem Baue des Kölner Domes sich hingegeben. Das Chor stand schon stattlich in schöner Vollendung da, als der Meister eines Tages oben vom hohen Krane herab voll Freude sein Werk betrachtete. Mit einem Male hatte sich ein Fremder zu ihm gesellt. Ein feuerfarbener Mantel umgab ihn, und eine rote Fahnenfeder schwannte auf seinem schwarzen Barett. Er grüßte den Meister Gerhard, und auf dessen Befragen erklärte er ihm, daß er ein Baumeister aus welchem Lande sei, an dessen Kunstfertigkeit wohl die eines anderen nicht herantreiben werde. „Oho,“ meinte Meister Gerhard, „so rühmt sich mancher Pfuscher, deren es ja in allen Landen und in allen Künsten gibt.“ Der Fremde entgegnete voll Zornes, des werde er ihn bald anders belehren. Er wolle, wenn's ihm angenehm sei, darauf wetten, daß er ein unterirdisches Bächlein von Trier nach Köln durch alle Berge hindurch leiten werde, ehe der Meister Gerhard seinen Bau vollendet habe. „Um welchen Preis?“ fragte dieser voll guten Mutes. „Ich werde deine Seele holen, wenn ich in Gestalt einer Ente auf dem Bächlein zu dir geschwommen komme,“ jagte der Fremde und hohnlachend verschwand er im Nu.

Meister Gerhard war von dieser Stunde an immer traurig, wenn er sich auch noch emsiger als vorher auf die Förderung seines stolzen Baues bedacht zeigte. Seine Hausfrau forschte lange vergeblich dem Grunde seiner stillen Betrübniß nach, bis er endlich doch ihren Fragen nicht mehr widerstehen konnte. Als beide an einem stillen Abende nach des Tages Arbeit beisammen saßen, erzählte der Meister seiner Frau alles. Zugleich vertraute er ihr aber dabei an, daß er gar nicht bange zu sein brauche, weil unmöglich in dem Bächlein Wasser fließen könne, wenn nicht alle Viertelstunde ein Luftloch gelassen würde, und das würde dem Fremden wohl nicht bekannt sein.

Nun währte es nicht lange. So erschien in Meister Gerhards Hause ein gar statlicher Mann, ein fahrender Magister, wie er sich selbst nannte. Seine Besuche wurden immer häufiger, galten aber besonders der Hausfrau. Er richtete öfters Fragen über dieses und jenes an sie. So fragte der Magister denn auch eines Tages, als er die Frau allein traf, was wohl der Grund von ihres Ehegemahls Traurigkeit sein möge. Arglos erzählte sie dem Fremden alles und unterließ dabei auch nicht zu erwähnen, was ihr Mann von der Wichtigkeit der Luftlöcher erzählt hatte.

Auch diesem Bericht war mit einem Male der Magister von der Seite der Frau verschwunden, aber ein fürchterlicher Gestank verbreitete sich, und ihr war, als vernähme sie ein häßliches Gelächter.

Da stand Meister Gerhard wieder eines Tages auf dem hohen Krane seines Dombaues. Raslos trieb er seine Werkleute zur Arbeit an. Plötzlich hörte er das laute Geschnatter einer Ente. Ohne sich zu besinnen, warf er sein Werkzeug zur Erde und stürzte sich von der Höhe des Baues herab in die Tiefe. Doch im Augenblicke fuhr der Teufel in Gestalt eines zottigen Pudelhundes ihm nach, erwischte ihn und führte seine arme Seele der Hölle zu. An dem hohen Krane des Domes soll diese Begebenheit in Stein ausgehauen gewesen sein. Meister Gerhards Geist spukte lange um den Dom herum und erst spät, in unsern Tagen, gelang es, den erhabenen Bau zu vollenden.

Briefkasten

Jos. M. in Stollberg. Meine Antwort, die ich dir in Nr. 14 erteilte, ergänze ich um nachstehende Anschrift: Hotel-Hochschule in Düsseldorf. — Erwin F. in S. Mein Führerbeirat warnt vor der Aufzucht dieser Führerrasse. Inzwischen wirst du den kleinen Leitfaden erhalten und dadurch dein Wissen bereichert haben. — Karl G. in E. Diese Frage läßt sich im Briefkasten nicht behandeln. Deine Ansicht ist irrig. — Paul Dr. in S. Welche Sprache du neben Englisch noch erlernen sollst, kann ich von hier aus unmöglich dir raten. Es kommt ganz darauf an, wo du später als Monteur bzw. als Techniker tätig sein willst. Unsere Beziehungen zu Spanien und zu den spanisch Sprechenden Teilen Amerikas sind sehr gut und es bestehen Aussichten, daß diese Handelsbeziehungen noch immer besser werden; es wird daher den jungen Kaufleuten in den großen Handelshäusern sehr empfohlen, die spanische Sprache zu erlernen. — Otto W. in S. Dir und den Getreuen dort herzlichsten Dank und Gegenruß. — Gottfried St., Möhringen. Ehe ich dir eine Adresse angeben kann, mußt du mir mitteilen, von welcher Art der Badeofen ist. Sieh doch einmal zu, ob du nicht die Fabrikmarke finden kannst. Irgendwo wird der Ofen doch einen Stempel tragen. — Magdeburger Jugendgruppe auf dem Brocken. Ich danke euch für den lieben Wandergruß. — Jungmannen aus Püttlingen. Da werdet ihr auf der Wanderung sicherlich viel erlebt haben. Habt Dank. — Mendener Jungs. Das habe ich mir doch gleich gedacht. Froh war ich, daß die ersten Beratungen euch neu gestärkt und zu weiteren Taten euch erfrischt und ermuntert haben. — Clemens Gl. Hab herzlichsten Dank für den hübschen Kartengruß von der Probefahrt der Bremen. Ich habe mich gefreut, daß du dieses Erlebnis haben durftest. — Jugendgruppe Aachen, Jungmannen im Inselgasthaus im Senge Reyssee, Jungmetallarbeiter Mittelbadens, Wandergruppe am Bodensee, 10 Jungmannen im Sauerland. Eure Kartengrüße haben mich erfreut.

Ich grüße euch alle!
Meister Hammerlein, Duisburg, Stapeltor 17.

Schriftleitung für den Hammer: M. Föcher.

Bekanntmachung

Samstag, den 11. August, ist der 33. Wochenbeitrag fällig.

Inhaltsverzeichnis

Der Deutsche Metallarbeiter. Hauptteil:

Reichsjugendtag und Christlicher Metallarbeiterverband (S. W.), S. 498. Zehn Jahre Weimarer Verfassung (S. W.), S. 498. Schweden und die deutsche Kugellagerindustrie (Wbr.), S. 499. Hierhin geht unsere Fahrt... S. 499. Der alte Ambros Stidel an die Verbandsjugend (Ambros Stidel, Petersberg bei Sulda), S. 500. Adolf Kolping, S. 501. Der Arbeitslohn in der Konjunktur (S. Baumann), S. 501. Vorwärts Blick und Wollen, S. 503. Die deutsche Automobilindustrie am Scheidewege (Max Tibur), S. 504. Gewerkschaft und Genossenschaft..., S. 505.

Umschau:

Margarete Behm (W.), S. 505. Partei und Gewerkschaften sind eins (Tr.), S. 505. Der Reichsverband deutscher Konsumvereine, S. 505. Aufruf, S. 505.

Aus den Betrieben:

Warum nicht gleich Jo? (Str.), S. 506. Zur Lohnbewegung für die Ratiborer Metallarbeiterschaft (Siatra), S. 506.

Verbandsgebiet:

Christliche Metallarbeiter-Lundgebung für das untere Maintal (Weip), Seite 507.

Branchenbewegung:

Formerei und Gießerei (W. Mef), S. 508.

Unterhaltung:

Frau Regel Amrain und ihr Jüngster (Gottfried Keller), S. 506.

Der Sommer:

Köln und die christlichen Gewerkschaften (Sö.), S. 510. Gedicht: Junge Menschen (Karl Hans Strobl), S. 510. Das Kölner Rathaus, S. 510. Jan und Griet, S. 512. Der Gürzenich, S. 511. Der Dombau zu Köln, S. 512. Briefkasten, S. 512.

Bekanntmachung:

Seite 512.

Schriftleitung: Georg Wieber. — Verlag: Franz Wieber, Duisburg, Stapeltor 17. Druck: Echo-Verlag und -Druckerei, e. O. m. b. H., Duisburg.

Ausklang des Reichsjugendtags:

Unser Schwur sei: Werben, werben, werben!